

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Kein Ausweg? / Wilhelm
Röpke: Die große Mitte / Hermann Sins-
heimer: „Emigranto“ / Heinz-Winfried Sabais:
Humanität der Form in der Kunst / Bernhard
Koester: Die silbernen Brunnlein / Hoimar v.
Ditfurth: Noch einmal das Problem Ernst Jünger
Heinrich Herrfahrdt: Politische Wissenschaft als
politische Aufgabe / E. A. Messerschmidt: Italiens
Interesse an Deutschland / Jonathan Sault: Lon-
doner Kommentar. II / Jürgen Pechel: Die Presse in
der UdSSR / Herbert Stegemann: Ernst Wiechert

71. JAHRGANG

Heft 4

APRIL 1948

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 4

April 1948

Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Kein Ausweg?	1
WILHELM RÖPKE: Die große Mitte	12
GIOSUÈ CARDUCCI: Uralte Klage	14
HEINRICH HERRFAHRDT: Politische Wissenschaft als politische Aufgabe	15
JÜRGEN PECHEL: Die Presse in der UdSSR	24
E. A. MESSERSCHMIDT: Italiens Interesse an Deutschland	32
HERMANN SINSHEIMER: „Emigranto“	34
HEINZ-WINFRIED SABAI: Humanität der Form in der Kunst	38
HERBERT STEGEMANN: Ernst Wiechert	44
OTTO RIEDEL: Frühlingslied	49
HOIMAR VON DITFURTH: Noch einmal das Problem Ernst Jünger	50
HILDEGARD AHEMM: Laßt uns still sein	54

Rundschau

„Buchmaniten“ S. 55 — Segen der Wehrlosigkeit S. 56 — Der Fall Scholtz-Klink S. 57 — Richtblock und Bruderkuß S. 58 — Eine barbarische Verfügung S. 59 — Die „kondensierten“ Klassiker S. 60

Auslandsstimmen

Die Stimme der Schweiz S. 60 — Die Säuberung der amerikanischen Verwaltung von Kommunisten S. 61 — USA-Wirtschaftler protestieren gegen Besetzungspolitik S. 62 — Die Krise des englischen Mittelstandes S. 62 — „Jenseits von Ost und West“ S. 62

Londoner Kommentar. II

BERNHARD KOESTER: Die silbernen Brunnlein

Literarische Rundschau

Germany's Underground S. 76 — Wahrheitsnahe Geschichtsschreibung S. 77 — Wiederaufbau der Welt S. 79 — Die Gescheiterten S. 79 — Das Problem der russischen Intelligenz S. 81 — Zwischen Krieg und Frieden S. 81 — Das Lied des Pirols S. 82 — Die büßende Macht S. 83 — Ein Ärzteroman S. 83 — Die dunkle Nacht S. 84 — Sinndeutung des Leidens S. 84 — Biblische Wahrheit in neuer Sicht S. 84 — Um die Wahrheit S. 85

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der Britischen Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigenverwaltung: Verlag Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3. Fernruf: 39 36 35, Verlagslizenz: CB 15 B

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag Albert Nauck & Co., Bln.-Charlottenburg 2

Bezugspreis: vierteljährlich 6,— RM, zuzüglich ortsüb. Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen, Einzelheft 2,— RM

Anzeigenpreise: lt. Preiſliste Nr. 1/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80; Bezirksbank Berlin-Tiergarten, Konto 72 12; Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto 494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06; Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto 117 95; Bezirkssparkasse Waldshut / Baden

Erscheint: monatlich

Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung der Schriftleitung gestattet; Übersetzungsrechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangte, werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt

Kein Ausweg?

In der Sonntagsausgabe Nr. 488 der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 7. März 1948 heißt es in einem Bericht aus Frankfurt a. Main „Die deutschen Behörden in Frankfurt“ u. a.:

„Von alliierter Seite erwartet man, daß diese Bemühungen vom deutschen Volke selbst gewürdigt und nach besten Kräften unterstützt werden und daß in der heutigen kritischen Zeit der deutsche Beitrag zur eigenen Gesundung nicht durch innenpolitische Manöver und Parteizwistigkeiten beeinträchtigt werde. Schon die wenigen Sitzungen, zu denen die neu gewählten Vertreter des deutschen Volkes sich bisher in Frankfurt getroffen haben, haben gezeigt, daß zwischen den Erwartungen der Alliierten und der Wirklichkeit beträchtliche Differenzen bestehen. Die vom Wirtschaftsrat vollzogene Wahl des Verwaltungsrats, der innerhalb der Kompetenzen der Zweizonen-Organisation die Funktion eines Kabinetts ausübt, erfolgte weniger unter Berücksichtigung der individuellen Eignung der einzelnen Kandidaten für ihre Ämter als nach Parteigesichtspunkten, wobei sich die verschiedenen Fraktionen in geschlossenen Blöcken gegenüberstanden. Auch in den programmatischen Erklärungen der einzelnen Fraktionsführer trat das Bemühen nach überparteilicher Verständigung meist zurück hinter dem bedingungslosen Festhalten an der eigenen Parteipolitik und der Bereitschaft zum Kampf gegen den politischen Gegner.“

Zweifellos befinden sich die deutschen Politiker in einem schwierigen Dilemma. Man versteht, daß die so lange zum Schweigen verurteilten Parteien heute bestrebt sind, die wiedergewonnene Freiheit zu benützen, um sich in der amorphen Masse des zum politischen Leben erwachenden Volkes eine feste Basis zu schaffen. Daß sie dazu die ungeeignete Plattform der Frankfurter Wirtschaftsorganisation benützen, ist begreiflich, aber deshalb nicht weniger bedauerlich.“

Auch auf die Gefahr von Wiederholungen sei noch einmal versucht, die deutsche Situation erneut klarzustellen.

Die deutsche Wirklichkeit

Der alte deutsche Fehler, sich an der Wirklichkeit vorbeizulügen, ja in einem unbezähmbaren Drang aus ihr in unwirkliche Träume und politische Phantastereien zu fliehen, verhindert eine nüchterne und klare Rechenschaftsablegung über unsere tatsächliche Situation. Das führt auf der einen Seite zu groben Ungerechtigkeiten im Urteil und zu der sentimental-weinerlichen Selbstbemitleidung, die uns ändern Völkern so unsympathisch macht, auf der andern Seite zur Verstocktheit. Einige haben sich wiederum in die Welt der bloßen Worte und der abstrakten Ideen begeben und faseln in blinder Phantastik von politischen Möglichkeiten, die sie mit unfreiwilligem Humor „Realpolitik“ nennen. Solche Menschen kann man ruhig zu den Unbelehrbaren zählen. Aber denen, die sich ehrlich um Erkenntnis mühen und ohne sie in tödliche Verzweiflung abzusinken drohen, kann durch die Konfrontierung mit der Realität geholfen werden.

Wir sollten doch die verhängnisvollen Folgen dieser deutschen Fehler nur zu gut aus jüngstvergangener Zeit kennen. Heute aber erscheinen sie besonders gefährlich, da eine Änderung unserer Not nur möglich ist, wenn wir uns mit der harten Wirklichkeit erbarmungslos ohne Scheuklappen und ohne gefällige Selbsttäuschung auseinandersetzen.

Die Tragik der deutschen Geschichte hat es gewollt, daß uns zum zweiten Male die Demokratie als Staatsform auf Geheiß der Sieger beschert wird, ohne

daß sie von den freiheitsliebenden Deutschen den Tyrannen auf den Barrikaden abgetrotzt worden wäre. Heute ist es nun so, daß eine aus unklaren Vorstellungen erwachsene Enttäuschung sich nicht genug tun kann in der Schmähung des Begriffs Demokratie, weil man unsern gegenwärtigen Zustand als „Demokratie“ ansieht oder anzusehen vorgibt. Die mehr oder weniger berechtigten Vorwürfe gegen den in Deutschland herrschenden Zustand, der keine der Hoffnungen und Erwartungen der von der Naziherrschaft befreiten Deutschen erfüllt, und in dem genau die gleichen Fehler auftreten wie im überwundenen totalitären Regime, richten sich sehr zu Unrecht gegen den Begriff der Demokratie, die immer trotz allen bei der menschlichen Gebrechlichkeit unvermeidlichen Schönheitsfehlern die einzig würdige Form für eine Gesellschaft freier Menschen bleiben wird. Das heißt doch wahrhaftig, das Kind mit dem Bade ausschütten oder besser das Bad ausschütten, ehe das Kind Demokratie überhaupt darin gelegen hat.

Wir haben in Deutschland keine Demokratie. Wir befinden uns in dem staatsrechtlichen Zustand eines besetzten Landes. Uns fehlen die wesentlichen Voraussetzungen einer echten Demokratie: Freiheit und Souveränität. Die einzige Instanz und stellvertretende Regierung ist der Kontrollrat, dem allein die Souveränität und Entscheidung zusteht. Daß der Kontrollrat zweifellos keine ideale Einrichtung ist und daß er wegen der ideologischen und anderer Differenzen zwischen den Besatzungsmächten in vielen Fragen versagt hat und versagen mußte, steht außerhalb der Debatte. Die unbeschränkte Möglichkeit der Einlegung eines Vetos ist der Feind jeder konstruktiven Politik.

Militärische Behörden haben in erster Linie für die Ordnung im Lande und für die Sicherheit der eigenen Truppe zu sorgen. Sie sind weder verpflichtet noch in der Lage, eine ideale Demokratie dem deutschen Volk vorzuexerzieren.

Aber für die Fortdauer der untragbaren Zustände sind wahrlich nicht allein die militärischen Instanzen verantwortlich, sondern ebenso die sogenannten deutschen Regierungen. Sie könnten bei klarer Erkenntnis unserer staatsrechtlichen Lage sehr viel mehr erreichen, als sie anstreben.

Das deutsche Volk hat durch die Untaten seiner Führung jede Hoffnung verwirkt, auf die Gnade der Sieger zu rechnen. Es hat aber vollgültigen Anspruch auf Gerechtigkeit. Denn wenn auch die bedingungslose Kapitulation eine Auslieferung auf Gnade und Ungnade zu bedeuten scheint, so sieht doch die Haager Konvention von 1907 mit der sogenannten Landkriegsordnung auch diesen Fall vor. An diese Haager Konvention sind alle gesitteten Staaten gebunden. In der Landkriegsordnung ist es verboten, einen die Waffen streckenden oder wehrlosen Feind, der sich auf Gnade oder Ungnade ergeben hat, zu töten. Die Haager Konvention stellt ausdrücklich fest, daß auch die Bevölkerung eines besetzten Landes stets „unter dem Schutz und der Herrschaft der Grundsätze des Völkerrechts bleibt“. Diese Grundsätze ergeben sich aus den unter gesitteten Völkern feststehenden Gebräuchen, aus den Gesetzen der Menschlichkeit und aus den Forderungen des öffentlichen Gewissens. Sie sind durch die bedingungslose Kapitulation nicht außer Kraft gesetzt und bedeuten ein Schutzrecht von erheblicher Tragweite auch für die Deutschen. Auf diesen Tatbestand haben kürzlich Eugen Budde im Nordwestdeutschen Rundfunk und gleichfalls der Generalsekretär des Länderrats, Dr. Roßmann, hingewiesen.

Die deutschen Regierungen hätten alle Veranlassung, sich auf diese bindenden Vorschriften zu berufen. Die Ehre und die Rechte der Familien müssen von den Okkupationsmächten geachtet werden. Eigenmächtige Requisitionen sind nicht nur verboten, sondern unter Strafe gestellt. Requisitionen dürfen von Gemeinden und Einwohnern ausschließlich für die notwendigen Bedürfnisse der Besatzungsmächte gefordert werden und müssen im richtigen Verhältnis zu den verfügbaren Hilfsquellen des Landes stehen. Privateigentum kann nur zerstört oder weggenommen werden, wenn solche Maßnahme durch die Kriegserfordernisse begründet werden kann. In allen anderen Fällen handelt es sich um glatte Völkerrechtsverletzungen.

Vor dem Nürnberger Gericht sind ja solche Verletzungen des Völkerrechts mit Fug geahndet worden. Die Instanzen, die dort zu Gericht saßen, haben infolgedessen besonderen Anlaß, sich an diese verbindlichen Normen zu halten. Wir können ja auch bei einigen der Besatzungsmächte feststellen, daß sie ihre Soldaten und Behörden zur Beachtung dieser Grundsätze mit Strenge anhalten. Wo das nicht geschieht und Privateigentum aus beschlagnahmten und wieder freigegebenen Wohnungen spurlos verschwunden ist, ja die gesamten Einrichtungen bis auf den letzten Nagel mitgenommen werden, wenn die Ehre der Frauen in brutalster Form verletzt wird, kann man nicht von dem Verhalten gesitteter Völker sprechen. Wer das Völkerrecht nicht achtet, hat kein Recht, sich zum Richter über Verstöße dagegen, begangen an den Angehörigen des eigenen Volkes, aufzuwerfen.

Die deutschen Instanzen haben die zugestandene Möglichkeit von Beschwerden und von Kontrollen. Die Mitglieder des Zonenbeirats wissen, wo solche Beschwerden anzubringen sind. Freilich gehört dazu, daß die deutschen Vertreter auch wirklich den Mut haben, als Männer zu handeln und ihre Forderungen mit dem nötigen Nachdruck zu vertreten. Wenn diese Stellen schweigen und die Verstöße gegen die Landkriegsordnung nicht zum Gegenstand von Beschwerden machen, so entsteht, sicherlich gegen ihren Willen, der Zustand des Rechtsverzichts.

Die deutschen Instanzen hätten mit viel größerer Energie darauf bestehen müssen, daß endlich die persönliche Rechtssicherheit für die Bewohner des besetzten Landes garantiert worden wäre. Von ihr kann in großen Teilen Deutschlands gar keine Rede sein. In Berlin allein sind Tausende von Menschen ohne Angabe von Gründen verhaftet und verschleppt worden, ohne daß die Angehörigen je eine Nachricht erhalten hätten. Ganz zu schweigen von den Massenverhaftungen und -deportationen von Menschen außerhalb Berlins. Daß ein Teil der Berliner Polizei mit frechem Zynismus diese Bedrohung von Menschenleben bagatellisierte und daß ein Berliner Bürgermeister sich noch vor sie und ihren verantwortlichen Präsidenten stellte, bedeutet ein schuldhaftes Versagen deutscher Instanzen.

Die berechtigten Vorwürfe haben sich also zunächst an die deutschen Instanzen zu wenden. Auch hier würde es ein verhängnisvoller Fehler sein, wenn das deutsche Volk sich durch die irrige Auffassung, daß die Okkupationsmächte an allem schuld seien, zu Haß und passivem Widerstand gegenüber den militärischen Behörden verleiten ließe. Aber freilich ist es viel bequemer, die Schuld auf andere zu wälzen, anstatt zunächst die eigenen Fehler zu suchen. Wir müssen endlich lernen, den Balken aus dem eigenen Auge zu entfernen,

ehe wir uns mit den Splintern in den Augen der anderen beschäftigen. Es ist im höchsten Grade ehrenrührig, wenn bewußt verschwiegen oder verkleinert wird, was Besatzungsmächte wie Großbritannien und USA unter eigenen Opfern zur Linderung der Not getan haben. Wir dürfen nicht mithelfen, den Begriff der Demokratie entwerten zu lassen, sondern müssen die Vorbereitungszeit, die uns gelassen ist, dazu benutzen, um uns reif zu machen für die Herrschaft der Demokratie.

Es fehlt in Deutschland weitgehend noch die hauptsächlichste moralische Voraussetzung für eine wahre Demokratie: das anständige Menschentum.

Deshalb sollten gerade wir in der Auswahl der Menschen, denen wir unsere politischen Geschicke anvertrauen, besonders sorgfältig sein. Was wir brauchen, sind Männer oder Frauen, die sich in Vergangenheit und Gegenwart als untadelig erwiesen haben, die über einen gesunden geistigen Wuchs von mehr als Mittelmaß und über eine gefestigte Moral verfügen und die entschlossen sind, dem deutschen Volk ein hohes Ethos und eine exemplarische Lebensführung vorzuleben, Menschen, die Mut und Charakter haben. Dazu würde freilich gehören, daß sie die schlimmsten Fehler, die Politiker haben können: Neigung zur Gewaltanwendung, Eitelkeit, Hochmut und Selbstsucht, abgestreift haben.

Es wird ein erster Schritt zur Gesundung unseres Volkes sein, wenn wir uns in letztem Ernst mit der deutschen Realität auseinandersetzen und zu gleicher Zeit die Möglichkeiten prüfen, die wir als Unterworfenen haben, um zu einer Gesundung der gesamten Weltpolitik mitzuhelfen.

Eine Demokratie, die nicht im Irrationalen, im Religiösen ihren Halt und ihre Begründung sucht, ruht auf schwankendem Grunde, wie es nicht zuletzt der große amerikanische Theologe und Historiker Reinhold Niebuhr betont hat. Wir Deutschen sollten uns bemühen, daß unser Beitrag zur Gesundung der Welt, wie Carl Goerdeler es gefordert hat, in der Errichtung einer „Demokratie der zehn Gebote“ bestehen wird.

Die Parteien

Die wachsende Parteimüdigkeit, die vor allem bei unserer Jugend, der Trägerin unserer Zukunft, sich stark bemerkbar macht, hat schon ihre guten Gründe. Als seinerzeit bald nach der Besetzung Berlins auf Anordnung der russischen Militärregierung in Berlin und in der Ostzone Parteien zugelassen wurden, ging zunächst ein gewisses Aufatmen durch die verängstigten Gemüter. Man hoffte, hierdurch auf den Weg einer vom deutschen Volkswillen bestimmten politischen Vertretung zu kommen, und gab sich trotz schnell auftretender Bedenken mit dem Aufbau der Parteien zufrieden, der naturgemäß alle Zeichen des Provisoriums tragen mußte.

Immerhin waren hier Sicherheitsventile geschaffen, aus denen im Wahlkampf die gefährlichen Dämpfe des Ressentiments, der Unzufriedenheit, des versteckten Widerstandes gegen die Besatzungsmächte abziehen konnten. Und das war in der damaligen Lage schon etwas.

Zwangsläufig folgte dem Berliner Beispiel dann die Zulassung von Parteien auch in den anderen Zonen mit einigen zeitlichen Zwischenräumen. Schon damals machte sich die Zerreißung in Zonen störend bemerkbar, weil Parteien, die gleichgerichtete Programme vertraten, in den verschiedenen Zonen unter-

schiedliche Namen wählten. Ausgenommen davon blieb nur die SPD, deren Namen und Programm hüben wie drüben die gleichen waren, und die auch trotz schärfster Verfolgung durch die Nationalsozialisten über einen Stamm von Parteifunktionären und alten Gewerkschaftlern verfügte, mit Erfahrung und Parteiarbeit.

Von der gleichen Tatsache profitierte die CDU und CSU in ihren verschiedenen Schattierungen, da in vielen Ländern der alte Apparat der früheren Zentrumspartei sich als leidlich intakt erwies und maßgebende Politiker aus der alten Zentrumspartei den Gedanken der brüderlichen Zusammenarbeit beider Konfessionen aufrichtig bejahten.

Auch die LDP konnte sich in Süddeutschland erfolgreich wieder auf tun, da von den alten Demokraten eine Anzahl führender Persönlichkeiten die Katastrophe überstanden hatte und wiederum an die Arbeit gehen konnte.

Sehr bald aber stellte es sich heraus, daß die Parteien, wobei wir die inzwischen neuauftretenden Parteien, das Zentrum, die Niedersächsische Landespartei und andere, mit einbeziehen müssen, im Grunde aus den Erfahrungen vor 1933 nichts gelernt hatten. Damals hielten sich bekanntlich wesentliche Kreise des Volkes abseits von jedem Parteileben, da sie die Entwicklung des deutschen parlamentarischen und Parteilebens als verhängnisvoll ansahen und in den gewählten Abgeordneten nicht die Exponenten des deutschen Volkswillens erblicken konnten. Man hat dann schnell feststellen müssen, daß auch die neuen Parteien, unter welchem Namen immer sie aufgetreten sind, nicht unbedingt als Vertreter des Volkswillens anzusprechen sind. Es befremdete, daß an ihre Spitze einige Männer traten, die ihre Unfähigkeit früher überzeugend bewiesen hatten, ja selbst Männer, die einst in politische Skandale verwickelt waren, und ebenso wie diejenigen, die durchaus keine demokratische Haltung unter Hitler bewiesen hatten, auf unser kurzes Gedächtnis spekulierten. Das erhöhte nicht die Anziehungskraft auf die Wähler. Man hatte auf das Aufgehen einer guten Saat gehofft — und siehe: es war das alte Unkraut.

Es liegt ein eigenes Verhängnis über den deutschen Parteien überhaupt, ganz im Gegensatz zu Parteien in Ländern, die auf eine jahrhundertelange parlamentarische Tradition zurückblicken können. In manchen Parteien ging die Leitung schnell wieder über an den Parteiapparat, gegen den die in den schweren Jahren verbrauchten und müde gewordenen Männer guten Willens nicht ankamen. In ihm und stellenweise auch im Vorstand fanden alte Routiniers der Parteimaschine, Streber und Hetzer, ihren Platz, die tatsächlich aus den schmerzlichen Erfahrungen nichts gelernt hatten und munter ihre alten Künste, auf neu gebügelt, zu üben versuchten.

Die Programme klingen freilich großartig. Sie bringen aber zumeist Parolen von gestern. Es ist grotesk, wenn sogar die Idee des Klassenkampfes wieder in die Debatte geworfen wird! Er kann wegen Mangels an Masse nicht stattfinden, weil das Besitzbürgertum nahezu ohne Rest vernichtet ist und eine mörderische Steuergesetzgebung die letzte Substanz zerstört. Bei der nun einmal gegebenen und durchaus zu begrüßenden tiefen Skepsis des deutschen Volkes nach der Lügenperiode von zwölf Jahren ergab auch die Beobachtung des politischen Handelns der Parteien und ihrer Führung sehr bald, daß das Programm mehr oder weniger ein Aushängeschild blieb und die integrale Befolgung der ver-

pflichtenden Sätze nicht als vordringliche Pflicht empfunden wurde. Trotz der Erfahrung, daß bereitwilliges Nachgeben und Kompromißfreudigkeit der anderen Parteien den Nazis den Weg zur unumschränkten Macht erleichtert hatten, war man auch jetzt wieder bis zur Selbstaufgabe weich und zu weitgehenden Konzessionen geneigt. Diese Menschen haben nicht begriffen, daß es im Leben Augenblicke gibt, in denen man ohne Rücksicht auf persönliches Wohlergehen, ja selbst auf seine Lebenssicherheit sich selbst treubleiben muß, wenn man nicht die Achtung der andern und die Selbstachtung verlieren will. Es bleibt nun einmal dabei: Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum noch keine freien Menschen!

Anstatt nur das eine Ziel zu kennen und mit allen Kräften zu verfolgen, der grenzenlosen Not unseres Volkes gemeinsam zu steuern und eine Basis zu schaffen, auf der in allen Ländern und Gemeinden eine tragfähige Koalition zustande käme, begannen die von früher her sattsam bekannten Parteikämpfe, die schnell in ein so niedriges Niveau abglitten, daß viele sich enttäuscht und angeekelt von so viel skrupelloser Demagogie abwandten.

Wir unterstreichen, daß in jeder Partei Männer besten Willens und von guten Gaben vorhanden sind, die dieser Entwicklung widerstreben. Sie haben — die SPD wohl ausgenommen — erfahren müssen, daß ihr ehrliches Bemühen vergeblich blieb, da die Parteibürokratie stärker als sie ist. So werden die Männer in der vordersten Linie schnell verbraucht und zerrieben. Trotzdem geht der Ehrgeiz unverständlicherweise bei vielen dahin, auf jeden Fall dabei zu sein und sich an dem Ämterschacher und der Jagd nach Pöstchen zu beteiligen.

Die deutschen Erbübel des Neides und der Selbstsucht manifestierten sich aufs neue. Sogar in Parteien, die ein christliches Etikett tragen, scheute man nicht davor zurück, den eigenen Parteigenossen in unwürdigster Form anzugreifen und selbst die Hilfe der Besatzungsmächte zu seiner Entfernung in Anspruch zu nehmen. Es ist eine bekannte Erscheinung in Deutschland, die irgendwie mit dem uns anerzogenen Untertankomplex zusammenhängt, daß jeder, dem irgendein Amt anvertraut ist, sich besser dünkt als alles gemeine Volk. Das beginnt mit dem Mann hinter dem Schalter und endet beim Minister. Es ist so lächerlich, wie man sich aus eigener Vollmacht eine Bedeutung und Würde zuerkennt, die man nur von anderen erhalten kann. Sogar in den Konzentrationslagern haben wir es erlebt: wenn einer der Häftlinge als Blockältester oder Vorarbeiter eine Armbinde erhielt, so prästierte er daraus — meistens waren es Berufsverbrecher oder Asoziale — eine alberne Würde, deren Honorierung er von den Mithäftlingen verlangte. Solche unsichtbare Armbinde tragen auch so manche Parteigrößen und -funktionäre, ohne zu fühlen, wie lächerlich sie sich machen.

Einige von ihnen sitzen auf einem wahren Chimborasso von Eitelkeit, die bekanntlich eine Hypothek bedeutet, deren Zinsen kein Mann bezahlen kann. Sie müssen unter allen Umständen überall dabei sein, mag die Sache auch noch so schlecht sein oder so fragwürdig, wie es z. B. eine Ostregierung wäre. Das sind dieselben Typen, die in jeder Versammlung oder in jeder Sitzung von Behörden zu jedem Punkt der Tagesordnung von vornherein sich zum Worte melden, gleichgültig, ob sie was zu sagen haben oder nicht, nur um sich selber reden zu hören.

Bei so viel leerem Geschwätz, haltlosen Versprechungen, bewußten und unbewußten Täuschungsmanövern, die an den eigentlichen Aufgaben sich vorbeidrücken, nimmt es nicht wunder, daß durchaus nicht nur politisch Indifferente, Verbitterte und Oberflächliche, sondern ein Teil der besten Kräfte und besonders die Jugend sich von dem Parteigetriebe abwenden. Wegen des fehlenden Haltes im Volke haben die Parteien etwas seltsam Unwirkliches bekommen, und ihre Pronunziamentos wirken wie Gespensterparolen. Vielleicht kann man das Fernbleiben positiver Kräfte sogar als Zeichen eines gesunden politischen Instinks werten, der auf eine Ablösung der heutigen „Führer“ durch produktive Kräfte hoffen läßt.

Es sollte auch bedenklich stimmen, daß gute deutsche Demokraten, die nicht erst jüngst ihr Herz für die Demokratie entdeckten, sondern in ihrem früheren politischen Leben sich als Träger des demokratischen Gedankens bewährt haben, heute schon als einzigen Ausweg die Einsetzung eines Direktoriums von sachverständigen Männern mit Charakter und Verantwortungsbewußtsein verlangen und dafür sind, die Parteien eine geraume Zeit auf Eis zu legen, damit sie sich in tiefgeköhlter Situation vielleicht auf ihre wahren Aufgaben besinnen.

Ganz läßt sich die Entwicklung nicht zurückdrehen, aber ein Anziehen fester Bremsen könnte nützlich sein.

Von den Parteien in der Ostzone sprechen wir hier nicht. Denn die SED mit ihrer autoritären „Volksdemokratie“ und der Billigung von Gewaltanwendung ist ein auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und die beiden andern Parteien in dieser Zone leben nicht, sondern vegetieren im Schatten.

Wenn wir für die Inhaber deutscher Regierungsämter die Forderung erhoben haben, daß nur Menschen mit untadeligem Vorleben in Vergangenheit und Zukunft in Frage kommen dürfen, so gilt das in gleichem Maße für die Parteiführer. Sonst besteht die Gefahr, daß die Vertreter aller dieser (selbstverständlich) demokratischen Parteien wiederum die Totengräber der noch erst zu erlangenden deutschen Freiheit werden. Wir gehen sonst mit Riesenschritten dem verhängnisvollen Zustand entgegen, daß wir wiederum eine Vielzahl von regierungsunfähigen Parteien und Parteichen haben werden, die irgendeine praktische wirtschaftliche Forderung zur Würde einer Weltanschauung erheben.

Auch das politische Leben muß allmählich und langsam wachsen, wenn es einen gesunden Organismus bilden soll. Es muß in der Gemeinde beginnen und dort stark werden. Ohne festes Fundament wackelt der ganze Oberbau. Wir können nur Männer in den Regierungen und als Leiter der Parteien brauchen, die miteinander in ehrlichem und sauberem Wettkampf für das Wohl des Volkes und Staates ringen, und wenn sie bei der Wahl nicht siegen, eine verantwortliche Opposition mit konstruktivem Plan bilden.

Die bisherigen Parteikämpfe sind Vergeudung von Kräften, die dem Aufbau entzogen werden, sind schweres Versagen und eine Pflichtverletzung gegenüber unserem leidenden Volk.

Wird der Alarmruf, der aus der Tschechoslowakei ertönte und die ganze Welt in Bewegung brachte, auch in Deutschland richtig verstanden werden? Es ist eine Paradoxie der Weltgeschichte, daß die beiden Völker, die gegen Hitler im Untergrund tapferen Widerstand leisteten, die Polen und Tschechen nun zeigen, daß sie einem autoritären System gegenüber sich ebenso anfällig

erweisen wie das deutsche Volk und, von polnischen Partisanen und den tapferen Prager Studenten abgesehen, sich neuer Gewaltherrschaft willig beugen.

In Deutschland erkennen wir jetzt erst in vollem Umfang, wie furchtbar der Aderlaß an bester Substanz durch Hitlers Blutjustiz uns geschwächt hat, der nahezu der Vernichtung des geistigen Humusbodens gleichkommt, aus dem allein neues, gesundes Leben wachsen kann.

Wir können uns einfach den Luxus von Kämpfen um Programme und Ideologien, um Minister- oder andere Sessel und um Verwaltungsposten nicht leisten.

Sehen die deutschen Frauen wohl die Aufgabe, die ihnen für eine Gesundung unseres politischen Lebens gestellt ist?

Die Aufgabe der Frau

Durch einige Jahrtausende hindurch hat die Geschichte der Menschheit den Männern eine nahezu absolute Herrschaft beschert. Sie hatten ausgiebig Gelegenheit, zu zeigen, ob sie diese riesengroße Aufgabe meistern und die beste Form für ein erträgliches Zusammenleben unter den Völkern finden und für alle Menschen die Möglichkeit eines brüderlichen Zusammenlebens in einer großen Menschheitsfamilie zu schaffen in der Lage wären. Die Männer sind — zugegeben — ehrlich alle ihnen zugänglichen Wege nach diesem Ziel gegangen. Sie haben große Ideologien und Theorien ausgebrütet und Systeme konstruiert, nach denen die Menschenwelt geordnet werden könnte, und sie haben den Wahnsinn begangen, papierne Theorien in der Praxis auszuprobieren. Uneingedenk der Schillerschen Warnung: „Einstweilen, bis den Bau der Welt / Philosophie zusammenhält, / erhält sie das Getriebe / durch Hunger und durch Liebe.“

Immerhin haben sie einiges geschaffen und den kulturellen und künstlerischen Besitz der Menschheit erheblich vermehrt und durch zivilisatorische Maßnahmen vielen Menschen das Leben erleichtert. Was sie aber nicht gehindert hat, in kurzen Jahren all das kurz und klein zu schlagen, was Generationen in mühsamer Arbeit aufgebaut hatten.

Das Ergebnis dieser vieltausendjährigen Männerherrschaft ist eine glatte Katastrophe. Wir wollen davon absehen, daß die Männer als verschworene Anhänger von Ideen Religionskriege geführt haben, in denen einer den anderen umbrachte, weil er sich von ihm in der Auslegung irgendeines Dogmas unterschied. Sie haben zur höheren Ehre Gottes Hexen verbrannt und fühlten keine Hemmung, reine Macht- und Eroberungskriege zu führen.

In den letzten 25 Jahren, also in der Zeit einer Generation, haben sie zwei große Kriege entfesselt. Das Ergebnis sind Millionen von Toten, Millionen von Verstümmelten, Millionen von Hungernden, Kranken, Entwurzelten.

Aber die Männer sitzen weiter auf der aufgetürmten Schädelpyramide in alter Selbstgerechtigkeit und Selbstzufriedenheit und versuchen mit den Mitteln, die sich längst als falsch und unzureichend erwiesen haben, nun wiederum eine neue Ordnung zu schaffen. Sie doktern mit den Mediziniern von gestern an den Leiden von heute herum, ohne daß die Gefahr eines neuen Krieges zur Herstellung dieser neuen Ordnung beschworen wäre, der mit seinen Schrecken alles hinter sich lassen würde, was die Menschheit bisher erlebt hat.

Das bedeutet — offen gesprochen — den Zusammenbruch der Männerherr-

schaft. Sie haben sich durch den Verstand verleiten lassen, die ursprünglichen Tatsachen des menschlichen Lebens zu mißachten.

Die Frauen haben dabei zugesehen, zum Teil sogar mit Begeisterung, und jedenfalls haben sie den Wahnsinn nicht verhindert. Auch Frauen haben an der Verfeinerung der Zerstörungsmittel wesentlich mitgearbeitet. Wir wollen aber nicht vergessen, daß die Frauen, wie z. B. die englischen Suffragetten, erbitterte Kämpfe mit vollem Einsatz geführt haben, um die Gleichberechtigung der Frau im politischen Leben zu erreichen, und sie sind weitgehend in die rein männlichen Bezirke der verschiedensten Berufe eingedrungen. Das fiel ihnen zum Teil in den Schoß, weil die Männer mit Krieg beschäftigt waren und die Frauen helfen mußten, die Kriegsmaschine in Gang zu halten.

Der letzte Krieg nun hat eine bedenkliche Verschiebung des Gleichgewichts der Geschlechter mit sich gebracht. In Deutschland haben wir einen Frauenüberschuß bis zu 20 Prozent, so daß die Frauen zwangsläufig weiter in den Berufen, die besser den Männern vorbehalten blieben, wesentliche Plätze besetzt halten.

„Angesichts der bestehenden Katastrophe und des totalen Versagens der Männer sollte man doch einmal prüfen, ob man die weitere Entscheidung über die Menschenschicksale nicht weitgehend in die Hände der Frauen legen sollte. Man darf wohl annehmen, daß die Frauen dazu bereit wären und alle ihre Kräfte daransetzen würden, daß nicht wiederum Millionen von Frauen ihre Männer und ihre Söhne auf den Schlachtfeldern sich verbluten sehen oder sie als körperliche und seelische Krüppel zurückerhalten. Die Frauen können sich bei solchem Anspruch auf Tatsachen aus der Frühgeschichte der Menschheit berufen, in denen ja nach den Forschungen von Jakob Bachofen das Matriarchat geherrscht hat. Ob es freilich damals immer friedlich hergegangen ist, darf man mit Fug bezweifeln. Der Amazonenstaat war von kriegerischem Geist erfüllt. Man denke nur an Penthesilea.

Aber die Frauen haben einen außerordentlichen Vorteil. Sie stehen auch heute dank den unabänderlichen Gesetzen ihrer Natur den wahren Lebenskräften näher, die sich immer noch stärker erwiesen haben als die Kräfte des Verstandes und der Vernunft. Bei aller Verehrung und Anerkennung bleibt die Tatsache, daß die Frauen durchweg auch keine Heilige sind. Aber man sollte ihnen wenigstens eine ehrliche Chance geben. Sie stehen den einfachen Lebensstatsachen, in denen nun einmal unser aller Dasein beschlossen liegt, näher als die Männer, und es sind durchaus Anzeichen vorhanden, daß sie aus der Tatsache, daß die Männer Mangelware geworden sind, die richtigen Konsequenzen ziehen wollen. Im Grunde aber bleibt es doch dabei, daß es am besten ist, „wir geben uns die Hände und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich“, sondern versuchen, in ehrlicher Zusammenarbeit noch einmal die Geschicke der Menschheit zu wenden. Die Frauen haben die große Aufgabe, einen vernünftigen Mittelweg zu finden. Sie dürfen unter keinen Umständen die Rolle des Scheidewassers wählen und durch Parteinahme für rein männliche Angelegenheiten bestehende Klüfte vergrößern. Sie haben genügend Mittel in der Hand, um maßgebend die künftige Gestaltung des politischen Lebens und der Beziehungen zwischen den Völkern bestimmen zu können. Die Frau ist im Grunde nicht revolutionär, sie ist die Hüterin der Tradition, sie hat die Vernunft des Herzens und kann zum mindesten die schlimmsten Auswüchse

männlicher Torheit verhindern. Dank ihrer Lebensverbundenheit neigt sie nicht zu einer rein materialistischen Weltanschauung, die letztlich doch die Rückkehr zur Bestialität bedeutet und zu gleicher Zeit die Erniedrigung der Frauen, wie wir sie in der Nazizeit so erschütternd erlebt haben, als die Frauen zu Insassen eines menschlichen Gestüts degradiert waren.

Mit durchdringender Schärfe hat eine sehr kluge Frau, J. A. R. Wylie, die als Suffragette in vorderster Linie gekämpft hat, in „Harper's Magazine“ die Frage untersucht, wie denn der Weg der Frauen gewesen ist von Anbeginn bis heute. Sie spart nicht mit bitterster Kritik. In diesem Artikel stehen fundamentale Sätze: „Neben dem Dinosaurus ist die Frau wahrscheinlich der auffallendste Mißerfolg der Natur“ ... „Frauen sind nachweisbar nicht dümmer als Männer. Das wäre gar nicht möglich. Ich behaupte in voller Unparteilichkeit, daß die Frau kein größeres Tohuwabohu hätte anrichten können. Man kann sich sogar mühelos vorstellen, daß sie es besser gemacht hätte. Sie würde sich zumindest nicht einreden, daß sie einen ungeheuren Erfolg errungen hat — die Methode, dank welcher sich der Mann in seiner Selbstgefälligkeit inmitten des von ihm hervorgerufenen, verrückten Chaos relativ behaglich fühlt.“ Die Frauen sind auch nicht annähernd so stark wie die Männer von der in der Menschenwelt herrschenden Neurose angesteckt. Sie wissen, daß die Menschheit unter der Führung des Mannes den Weg verloren hat. „Jeder vierzylindrige Motor, der eine schwere Last bewegt, und bei dem nur zwei Zylinder arbeiten, muß irgendwann völlig versagen. Aber warum und wann haben die beiden anderen Zylinder ausgesetzt? Und kann man sie nicht wieder in Gang bringen, bevor die ganze Maschine auf dem Müllhaufen landet?“ Es geht also darum, die beiden anderen Zylinder — die weiblichen — zum Mitarbeiten zu bringen. Mrs. Wylie zitiert die Worte von Rebekka West, daß der Hauptunterschied zwischen Männern und Frauen darin bestehe, daß jene irrsinnig und diese Idioten sind; womit sie offensichtlich sagen will, daß der Mann aktiv, die Frau hingegen passiv irre ist.

Den Gedanken, daß die Frauen eingreifen müßten, haben sie verschiedentlich auch gefaßt und haben wohl versucht, dem Mann eins über den Schädel zu geben, um ihm etwas Verstand beizubringen. Aber die Frauen bildeten keine Einheit. Und dabei haben sie doch sehr große Möglichkeiten, die Männer zur Einsicht zu bringen. Sei es selbst auf dem Wege, den seinerzeit Lysistrata zur Beendigung des Krieges mit ihren Kameradinnen mit Erfolg beschritten hat.

In den Frauen ist viel stärker als in den Männern ein angeborenes Gefühl für Gerechtigkeit vorhanden, und ihr Instinkt bewahrt sie davor, sich von falschen Propheten ohne weiteres gefangennehmen zu lassen. Wobei wir allerdings nicht vergessen dürfen, daß die Frauen einen wesentlichen Anteil daran genommen haben, Hitler und die Nationalsozialisten an die Macht gelangen zu lassen und ihn mit seiner Bande an der Macht zu halten. Aber dieses Schuldkonto ist ausgeglichen. Es hat in der Widerstandszeit Frauen gegeben, die so furchtlos wie die Männer den letzten Gang aufs Schafott beschritten und die Ehre der deutschen Frauen gerettet haben. Das ging durch alle Schichten des deutschen Volkes hindurch. Wenn einmal auf die eine Schale der Waage die Schuld deutscher Frauen im Zustandekommen und Gedeihen des Nationalsozialismus gelegt wird und auf die andere all das gebrannte Herzeleid, die ewige Sorge und die peitschende Angst um das Schicksal des

Mannes, des Sohnes, des Bruders und des Geliebten und die geweinten und die ungeweinten Tränen und die große Tapferkeit dieser Frauen, dann wird diese Schale die der Schuld mehr als auswiegen.

Wir hoffen, daß die Frauen es sein werden, die den Machthunger und die ungezügelte schöpferische Kraft der Männer so leiten werden, daß nicht eine neue Explosion heraufgeschworen wird, die selbst unsere alte Erde zum Zerspringen bringen könnte. Denn die Frau hat etwas gutzumachen. Sie hat ihr gültiges Recht auf die Mitbestimmung eingetauscht gegen ein geschütztes Leben. Die Frau fühlt ihre große Verantwortung, weil sie ihren Anteil der Verantwortung an dem, was jetzt über uns ist, nicht ableugnet. Man kann sich schwer vorstellen, daß die Frauen auch fernerhin Lust verspüren, nur als Statistinnen in der menschlichen Tragödie aufzutreten.

Bei jedem der Probleme, vor denen wir alle stehen, kann die Frau entscheidend helfen. Denn sie besitzt den Sinn für das Wesentliche.

Man wird einen vernünftigen Mittelweg wählen müssen zwischen dem Reich der Ideen und den unveränderlichen Grundtatsachen des menschlichen Lebens: Geburt, Liebe und Tod: den Weg wahrer Humanität.

Die Frauen werden die Mitarbeit der Männer hierbei nicht ablehnen, schon weil sie selber wissen, wo ihre Schwächen liegen. Es steht auch zu hoffen, daß die Frauen sich von ihrer großen Aufgabe nicht werden ablenken lassen durch die sanfte Lockung des Flötenspiels der Geschlechterliebe, obwohl die Männer Mangelware geworden sind.

Als ich kürzlich bei ihrem Berliner Besuch Lady Astor, die von den deutschen Frauen fast einen Aufstand verlangt, um den verfahrenen Zustand neu-zuordnen, fragte, ob man denn nicht zur Gesundung des politischen Lebens bei dem Versagen der Männer in der ganzen Welt reine Frauenparteien bilden sollte, sagte sie mit allen Zeichen des Entsetzens: „Um Himmels willen nein, die Frauen haben zu viel vom Mann in sich!“

Wir halten uns an die Worte, die jüngst eine hervorragende Frau, Irène Laure, die Führerin der sozialistischen französischen Frauenverbände, eine Vorkämpferin der „Moralischen Aufrüstung“, auf einem Kongreß in Richmond in Virginia gesagt hat: „Als Frau hatte ich den Glauben an die Fähigkeit der Männer, die Welt zu lenken, verloren. Eine Frau braucht wenige Stunden des Leidens, um ein Kind zu gebären. Sie braucht zwanzig Jahre der Mühseligkeit, es zu einem Mann zu erziehen, und dann erklären die Männer den Krieg, und in einem Augenblick ist ihres Kindes Leben ausgelöscht. »Männer reden und reden«, pflegte ich zu mir selbst zu sagen. »Sie rauchen an den Konferenztischen, aber es gibt keine vernünftigen Ergebnisse.« Darum rief ich eine Versammlung von Frauen zusammen. Wir rauchten vielleicht etwas weniger, und wir redeten etwas mehr, aber die Frauen machten es nicht besser als die Männer. Aber auf dem Kongreß der »Moralischen Aufrüstung« in der Schweiz im letzten Jahr gewann ich mein Vertrauen zu beiden, Männern wie Frauen, zurück. Ich sah Männer und Frauen, die sich geändert hatten, die ihre Ohren der Führung Gottes geöffnet hatten, die lernten, ihre Augen zu öffnen gegenüber dem Weltgeschehen und ihre Herzen der ganzen Menschheit.“

Hier liegt die Aufgabe der Frau. Sie allein hat einen unerschöpflichen Vorrat der Kraft, die besser als alle anderen Kräfte endlich die große Ordnung zwischen allen Völkern schaffen kann — einen Vorrat an Liebe.

Die große Mitte

Wenn nicht alles täuscht, so tragen die Bemühungen, der großen Diskussion unserer Zeit über die Grundfragen der Wirtschafts- und Gesellschaftsreform ihre Schärfe durch eine Klärung der Positionen zu nehmen, allmählich ihre Früchte. Es scheint, als zeichne sich mehr und mehr eine Konvergenz der Meinungen ab, soweit sie nicht an doktrinären Extremen festhalten. Der Hauptfortschritt, der in dieser Hinsicht erzielt worden ist, dürfte darin bestehen, daß man auch dort, wo man sich politisch unter der Fahne des Sozialismus versammelt, mehr und mehr erkennt, was der Kollektivismus als Typus eines Wirtschaftssystems bedeutet, das die Ordnung des Wirtschaftslebens dem Kommando des Staates unterwirft. Die Überzeugung hat zusehends an Boden gewonnen, daß hier die eigentliche Grenzscheide der Wirtschafts- und Gesellschaftsreform liegt, die niemand überschreiten darf, dem es mit Freiheit und wahrer Demokratie ernst ist. Ist man aber erst im Besitze dieser grundlegenden Einsicht und gibt man es auf, weiter gegen sie zu streiten, so hat man zugleich festen Stand in der Beurteilung jeder wirtschaftspolitischen Einzelmaßnahme und eine sichere Basis für die Diskussion zwischen den verschiedenen wirtschaftspolitischen Richtungen gewonnen, die sich in dem unerschütterlichen Entschluß einig sind, die fatale Grenzscheide des Kollektivismus nicht zu überschreiten. Da nun auf der anderen Seite das Extrem der Laissez-faire-Philosophie völlig bedeutungslos geworden ist, so dürfen wir die Hoffnung haben, daß sich eine breite „Mitte“ aller wirtschaftspolitischen Richtungen herausbildet, die zwar untereinander weitgehende Unterschiede aufweisen, aber sich doch in der Ablehnung des Kollektivismus einig sind und sich daher, wenn nicht immer verständigen, so doch in der gleichen Sprache auseinandersetzen und aufeinander einwirken können.

Eine solche „Mitte“ der wirtschaftspolitischen Richtungen bildet sich dadurch, daß die extremen Anschauungen immer unhaltbarer werden und zugunsten eines gemäßigten Standpunktes aufgegeben werden müssen. Die Mitte verbreitert sich also dadurch, daß ihr von den beiden extremen Enden die einsichtig Gewordenen zuströmen: von der „Rechten“ diejenigen, die die Notwendigkeit ernster Reformen unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems erkennen, von der „Linken“ diejenigen, die sich als Gegner jedes Totalitarismus von der Notwendigkeit und zugleich von der Möglichkeit überzeugen, diese Reformen im Rahmen des „liberalen“ Systems durchzuführen. So groß auch die Meinungsverschiedenheiten innerhalb dieser großen Mitte bleiben, so sind sie doch alle durch das Bekenntnis zu gewissen Grundüberzeugungen und Wertvorstellungen vereinigt, die in ihrer Summe das ergeben, was wir die — vorzeitig für tot erklärte — „bürgerliche Gesellschaft“ nennen.

Auf dieser Grundlage läßt sich mit allseitigem gutem Willen über alle Einzelmaßnahmen diskutieren. Ob es sich darum handelt, weitgehende soziale

Reformen durchzuführen, einzelne Unternehmungen oder Wirtschaftszweige zu verstaatlichen, der monopolistischen Verfälschung des Wettbewerbs entgegenzutreten, die Schwankungen der Beschäftigung nach Möglichkeit zu vermindern, der Landwirtschaft oder dem Gewerbe zu helfen — immer wird man sich in Ruhe und guten Treuen darüber verständigen können, wie weit man gehen darf und welcher Mittel man sich am besten bedient, um nicht in den Kollektivismus abzugleiten. Niemand macht sich darüber Illusionen, daß auch auf dieser tiefsten gemeinsamen Basis die Interessen, Ansichten und Temperamente aufeinanderplatzen werden, aber je größer die Gefahr des Totalitarismus ist, die uns alle bedroht, um so eher darf man auf eine vernünftige Aussprache, wenn nicht immer auf einen befriedigenden Ausgleich, hoffen.

Je mehr wir uns eine solche Art, die Dinge zu betrachten, zur Pflicht und Gewohnheit machen, um so deutlicher wird es auch werden, daß die große Scheidelinie, die die wirtschaftspolitische Mitte vom Extrem des Kollektivismus trennt, mitten durch das Lager des politischen Sozialismus geht. Früher oder später wird sich jeder Sozialist vor die große Frage gestellt sehen, ob er es vor seinem Gewissen verantworten kann, an den kollektivistischen Überzeugungen, mit denen er genährt worden ist, festzuhalten, obwohl es ihm klar ist, daß er sich dann auch zum politischen Totalitarismus bekennen müßte. Er wird sich prüfen müssen, ob sein Grundempfinden liberal oder kollektivistisch ist, ob es ihm mit den bürgerlichen Freiheiten, die er und seine Vorfahren so lange gefordert und verteidigt haben, ernst ist oder ob er sie nur so lange fordert und verteidigt, bis er die Macht hat, sie den anderen im Namen der kollektivistischen Planwirtschaft zu nehmen, und durch die Verwirklichung seines kollektivistischen Ideals dazu gezwungen wird — getreu dem berühmten Wort, das Louis Veuillot zugeschrieben wird: «Quand je suis le plus faible, je vous demande la liberté parce que tel est votre principe; mais quand je suis le plus fort, je vous l'ôte, parce que tel est le mien».

Um die Stellung zu verstehen, in der sich heute die sozialistischen Parteien aller europäischen Länder befinden, sollten wir uns daran erinnern, daß sie aus dem breiten Schöße des Liberalismus im Laufe des 19. Jahrhunderts hervorgegangen sind. In ihren politischen Überzeugungen verleugnen sie noch immer diesen Ursprung nicht, obwohl inzwischen viele antilibérale Stömungen den Sozialismus beeinflusst haben. Die sozialistischen Parteien haben sich von den radikalen liberalen Parteien getrennt wegen einer wirtschaftlichen Lehre, die die Befreiung des Menschen zu vollenden schien. Generationen hindurch waren die sozialistischen Parteien in stände, die liberale Lehre von den bürgerlichen Freiheiten des Menschen mit der wirtschaftlichen Lehre des Sozialismus zu verbinden, die, wenn man mit ihr ernst machen wollte, die ärgste Negation der politischen und geistigen Freiheit bedeuten würde. Daß es sich um die Kombination von einander strikt ausschließenden Dingen handelt, blieb verborgen, weil man sich nicht die Mühe nahm, den Widerspruch in der Theorie aufzudecken, und weil sich keine Gelegenheit ergab, ihn in der Praxis festzustellen. So ließen sich gerade mit dieser Kombination die größten Erfolge in der Werbung um die Gunst der Massen erzielen.

Jeder Sozialist müßte sich darüber klar sein, daß diese Zeit nun vorüber ist. In der Theorie konnte lückenlos und unwiderleglich bewiesen werden, daß der liberale und demokratische Teil des sozialistischen Programms mit seinem kollektivistischen Teil unvereinbar ist, und die Praxis der kollektivistischen Länder, die ausnahmslos zugleich totalitäre sind, hat die Theorie in einer furchtbaren Weise bestätigt. Jetzt, da in fast allen europäischen Ländern die Sozialisten zur Regierung herangezogen werden, können sie der Prüfung nicht länger ausweichen, ob sie „sozialistische“ Liberale oder kollektivistische Totalitäre sein wollen. Die Zeit ist reif und überreif dafür geworden, daß auch im Lager des Sozialismus ein unhaltbar gewordener Irrtum berichtigt und einem zweideutigen Lavieren zwischen politischem Liberalismus und wirtschaftlichem Kollektivismus ein Ende gemacht wird. Wir sind überzeugt davon, daß dann ein großer Teil derjenigen, die sich heute Sozialisten nennen und diesen Namen auch weiterhin werden beibehalten wollen, für die große Mitte gewonnen wird, während die anderen genötigt werden, sich offen zum Kommunismus und damit zum Totalitarismus zu bekennen, über den wir kein weiteres Wort zu verlieren brauchen.

Uralte Klage

Der Baum, nach dem du langtest
Mit deinen Kinderhänden,
Will wiederum verschwenden
Der Blüten Purpurpracht.

Im stumm geword'nen Garten
Brach's auf in seinen Ästen,
Hat ihn mit Lichterfesten
Der Sommer neu entfacht.

Du, Blüte meines Stammes,
Des längst schon abgestorb'nen,
Dem Unnützen, Verdorb'nen,
Ein letztes, spätes Glück. —

Du bist in dunkler Erde,
Du bist in dunklen Feuchten,
Dich ruft nicht mehr das Leuchten,
Nicht Liebe mehr zurück!

Giosué Carducci (Deutsch von Percy Eckstein)

Politische Wissenschaft als politische Aufgabe

Schwierigkeiten und Widerstände

Zwei Tatsachen stehen sich in Deutschland in merkwürdiger Weise gegenüber: einerseits hat sich eine Wissenschaft vom Politischen bei uns schwächer als etwa in den Ländern des Westens entwickelt; andererseits ist unser innen- und außenpolitisches Leben mit solchen Spannungen erfüllt, daß eine sachlich-wissenschaftliche Behandlung politischer Fragen bei uns mehr als in anderen Ländern nötig wäre.

Wissenschaften, wie man sie in den angelsächsischen Ländern als political (and social) sciences, in Frankreich als sciences politiques bezeichnet — dort ein wesentliches Stück allgemeiner akademischer Bildung — haben bisher auf unsern Universitäten nicht den Ruf wissenschaftlicher Lehrfächer erlangt. Sie werden, fast mit schlechtem Gewissen, als Anhängsel anderer anerkannter Wissenschaften behandelt, die Außenpolitik etwa von Vertretern der Neueren Geschichte oder des Völkerrechts, die Innenpolitik meist im Zusammenhang der Allgemeinen Staatslehre, die selbst eine methodisch umstrittene Ergänzung der streng juristischen Wissenschaft vom Öffentlichen Recht ist.

Als man nach dem ersten Weltkrieg den Mangel an wissenschaftlicher Forschung und Lehre auf dem Gebiet der Politik stärker empfand, entstanden außerhalb der Universitäten private Einrichtungen, wie die Hochschule für Politik, das Politische Kolleg und die Arbeitsstätte für sachliche Politik. Sie haben keine dauernde, der Wichtigkeit der Aufgabe entsprechende Bedeutung erlangt. Ihre Überreste sind nach 1933 in der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität Berlin aufgegangen. Einige ihrer wissenschaftlichen Träger haben an anderen Universitäten weitergewirkt, ohne daß aber irgendwo die politische Wissenschaft zum allgemein anerkannten Lehrfach geworden wäre.

Wo liegen die Ursachen dieses Mangels? Zum Teil sicher in Besonderheiten unserer deutschen Wissenschaft überhaupt; zum Teil hängen sie aber auch gerade mit denjenigen Erscheinungen zusammen, die unser politisches Leben so zersplittert und unklar gemacht haben und insofern für eine besondere Pflege der politischen Wissenschaft sprechen sollten. Die deutsche Neigung zu Gründlichkeit und Exaktheit hat zu einer Spezialisierung geführt, die solche Gegenstände der Forschung bevorzugt, die sich scharf gegeneinander abgrenzen lassen und aus ihrem eigenen Wesen heraus bestimmte Forschungsmethoden verlangen. Wissensgebiete wie die Politik, die nicht einen klar abgrenzenden Stoff haben, sondern das Lebensganze umfassen, schrecken den Forscher, der aus solcher methodischen Erziehung kommt, ab. So ist die deutsche Wissenschaft in Gefahr geraten, jeweils gerade da Halt zu machen, wo das Zusammentreffen heterogener Gegenstände und verschiedenartiger Methoden nach Synthesen verlangt und wo sie für den in der Fülle des Lebens Stehenden erst beginnt, interessant zu werden. Lebensfremdheit wird daher der deutschen Wissenschaft mehr als der meisten anderen Völker vorgeworfen.

Hinzukommt eine weitere Schwierigkeit, die, dem deutschen Bedürfnis nach Methodenreinheit entsprungen, unsere Wissenschaft seit etwa fünfzig Jahren belastet: die Stellung zum Werturteil. Die besonders vom Neukantianismus gepflegte strenge Scheidung zwischen Sein und Sollen führt bei Gegenständen der Seinswelt in Natur- wie in Geisteswissenschaften zur Forderung rein objektiv beschreibender und kausal erklärender Betrachtung unter Verzicht auf jedes subjektive Werturteil. Max Weber wollte in diesem Sinne Wissenschaft und Politik scharf voneinander trennen, zum Beispiel auf dem Gebiet der Wirtschaft reine Seinserkenntnis als Aufgabe der Wissenschaft, wertende Zielsetzung als Aufgabe der Politik. Aber sein eigenes Leben und Werk waren von dem Zwiespalt erfüllt, daß seine starke Persönlichkeit, sein Drang zum Handeln ihn zu wertender Stellungnahme trieb, auch wo er rein seinswissenschaftlich zu forschen glaubte. Theoretisch wäre eine politische Wissenschaft denkbar, die sich darauf beschränkte, Tatsachen des politischen Lebens zu erforschen, zu beschreiben und in ihren Kausalzusammenhängen darzustellen, unter Fernhaltung jedes eigenen Werturteils des Forschers. Aber psychologisch ist es für einen von seinem Gegenstand ergriffenen Wissenschaftler kaum möglich, auf eigene Stellungnahme zu verzichten.

Die größte innere Schwierigkeit für den politischen Wissenschaftler liegt aber in seinem Verhältnis zu den politischen Parteien. Einerseits stellt die Tatsache der Zerreißung des deutschen Volkes durch die Schärfe der Parteigegensätze die Wissenschaft vor die große politische Aufgabe, durch objektiv-sachliche Klärung deutscher Lebensfragen die menschliche Entfremdung zu überwinden, die Parteien und ihre Anhänger einander näherzubringen. Andererseits wird aber der Normaltypus des deutschen Gelehrten gerade durch die Notwendigkeit, sich mit dem politischen Parteiwesen irgendwie auseinanderzusetzen, von der Politik als Gegenstand der Forschung abgeschreckt. An sich wäre es möglich, die politische Aufgabe der Wissenschaft durch eine bewußt überparteiliche Haltung zu erfüllen, bei der man keiner der politischen Parteien oder Richtungen folgt, aber doch nicht auf Stellungnahme und Werturteil verzichtet, sondern in jeder aktuellen Einzelfrage auf Grund sachlicher Klärung wertend Stellung nimmt. Aber gerade ein solches Einschalten der Überparteilichkeit als eines neuen Faktors in das politische Kräftespiel pflegt von den Parteipolitikern besonders scharf abgelehnt zu werden, weil sie hierin einen Angriff auf ihre eigene Grundposition erblicken. Entweder wird die Überparteilichkeit als bloße Tarnung empfunden, als Mißbrauch einer scheinbar objektiven Wissenschaft, um in verschleiierter Form bestimmte politische Interessen durchzusetzen. Oder es wird dem überparteilichen Politiker der Vorwurf der Charakterlosigkeit gemacht, der Scheu vor der notwendigen wertenden Stellungnahme. Das Bestreben, durch objektiv-sachliche Tatsachenklärung politische Richtungen in Einzelfragen einander näherzubringen, wird als verwerfliche Neigung zu „Kompromissen“ diskreditiert, als ein Ausweichen vor der „weltanschaulichen“ Entscheidung.

Sachlichkeit und Leidenschaft

Die Widerstände, mit denen eine politische Wissenschaft bei uns zu kämpfen hat, zeigen nur um so deutlicher, wie groß ihre Aufgabe ist und in welchen Gefahren wir leben, solange diese Aufgabe nicht erfüllt wird. War schon unsere

Innen- und Außenpolitik in der bismarckischen Zeit und in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg mit dem Mangel ruhig-sachlicher Urteilsbildung belastet, so hat sich dieser Fehler seitdem ständig bis ins Katastrophale verschärft. Seit im ersten Weltkrieg der Streit um die Kriegsziele begann und gleichzeitig die Frage der notwendigen inneren Reformen aufgeworfen wurde, ist die Masse unseres Volkes zerspalten; sie schwankt zwischen solchen Strömungen, die kritiklos den Vorwürfen und Forderungen des Auslandes folgen und sie im innerpolitischen Kampf benutzen, und solchen, die ebenso kritiklos am Alten hängen und jeden Einfluß von Gedanken des Auslandes als unpatriotisch und landesverräterisch abweisen. Zwischen diesen beiden Fronten haben alle Bemühungen darum, aus unserem eigenen Wesen, unserer Geschichte und der Besinnung auf unsere Fehler neue Wege in die Zukunft zu finden, einen schweren Stand. Die Jahre nach dem ersten Weltkrieg waren bei uns außenpolitisch dadurch charakterisiert, daß sich Erfüllungs- und Revisionspolitiker gegenüberstanden. Die Erfüllungspolitiker glaubten, die Grenzziehung von Versailles hinnehmen zu müssen und deutsche Wünsche nur auf die Grundsätze der Sieger stützen zu können, insbesondere auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Durch dieses Prinzip, das die westeuropäische Nationalstaatsidee auf die ganz andersartigen Verhältnisse Mittel- und Osteuropas übertrug, wurde aber die natürliche, geschichtlich-geographisch begründete Ordnung dieses Raumes in einer Weise zerstört, die bald auch in den Reihen der Siegermächte (z. B. durch Carr) als verderblich erkannt wurde. Bei den Rechtsparteien wurde diese Erfüllungspolitik nicht in erster Linie verstandesmäßig als sachlich falsch, sondern gefühlsmäßig als würdelos empfunden und forderte leidenschaftlichen Widerspruch heraus. Das Verlangen nach Revision von Versailles blieb aber meist im Negativen stecken. Die Stimmen der wenigen, die um sachliche Klärung von den Gegebenheiten des mitteleuropäischen Raumes her bemüht waren und in diesem Sinne, z. B. in Weiterführung von Gedanken Konstantin Frantz' und Friedrich Naumanns, eine Vereinigung der mitteleuropäischen Völker auf dem Fuße der Gleichberechtigung vorschlugen, konnten sich nicht durchsetzen. Solche Pläne wurden gefühlsmäßig von der Linken als getarnte imperialistische Großraumpolitik, von der Rechten als Verzicht auf nationalstaatliche Souveränität abgelehnt. Entsprechend lag es auf innerpolitischem Gebiet. Auf der einen Seite kritikloses Mitgehen mit der Auffassung des Westens, daß wir rückständig seien und jetzt die Entwicklung zur parlamentarischen Demokratie als der einzigen „modernen“ Form staatlichen Lebens nachholen müßten; auf der anderen Seite, nachdem der Gedanke an monarchische Restauration fallen gelassen werden mußte, Benutzung der vom Parteistaat dargebotenen Mittel der Agitation, um möglichst viel vom Alten zu retten, ein Verfahren, das nacheinander der DVP, der DNVP und schließlich der NSDAP zum Aufschwung verhalf. Auch hier wieder leidenschaftliche Zuspitzung der Gegensätze; sachliche Betrachtung, die an Hand der Geschichte und einer Analyse der Gegenwart zeigen konnte, daß die Voraussetzungen der demokratisch-parlamentarischen Formen Westeuropas, die der „bürgerlichen Gesellschaft“ im 20. Jahrhundert nicht mehr vorlagen und daß wir für Deutschland neue Formen volksstaatlichen Lebens (Anknüpfung an Frhr. v. Stein) entwickeln müßten, fanden gegenüber diesem Kampf der Leidenschaften um Wahrung alter Positionen weniger Gehör. Am ehesten konnten sich noch diejenigen Teile der politischen Wissenschaften

entwickeln, die Fühlung mit der praktischen Kleinarbeit des täglichen Lebens hatten, die Verwaltungswissenschaft, insbesondere auf kommunalpolitischem Gebiet. Hier haben in den Jahren des Weimarer Staates Wissenschaft und Praxis vielfach fruchtbar zusammengewirkt und neue Formen öffentlichen Lebens, z. B. im Verkehr der Behörden mit Gewerkschaften, Berufs- und Interessenverbänden, hervorgebracht, die zu politischer Gesundung auch in höheren Stufen hätten beitragen können. Die Rolle, die eine Zeitlang der „Oberbürgermeistertypus“ in den Reichs- und Länderkabinetten spielte, war ein Ausdruck dieser beginnenden Versachlichung. Aber als Brüning 1930 versuchte, die bisher im Kleinen erprobten Ansätze zu neuen volksstaatlichen Formen auf die Reichspolitik zu übertragen, war es schon zu spät.

Es war dasselbe Jahr, in dem die NSDAP, die stärkste Verkörperung leidenschaftlich-einseitiger Zielsetzung, ihre ersten großen Wahlerfolge errang und vom Wege zur Macht nicht mehr zurückzuhalten war. So führt ein Weg tragischer Unzulänglichkeiten von dem Mangel politischer Bildung im 19. Jahrhundert bis zu den Verirrungen des Nationalsozialismus und seinem Zusammenbruch. In diese letzte große Katastrophe hat sich das deutsche Volk hineinziehen lassen, weil es in den Jahren nach dem verlorenen Kriege mehr zu Leidenschaft, unklarem Suchen und gegenseitiger Anschuldigung als zu ruhiger Überlegung und gemeinsamem Klarwerden neigte. Heute leben wir in denselben Gefahren, machen die gleichen Krankheiten in verschärfter Form durch. Der Streit über den Schuldanteil hindert ein vereintes Nachdenken darüber, was jeder Teil des deutschen Volkes zu unserer Rettung beizutragen hat und wo seine bisherigen Versäumnisse liegen. Aber heute fordert die Not viel dringender als 1919, daß wir uns schnell und ohne Zögern zu neuen Wegen entschließen.

Kehren wir zu unserm Ausgangspunkt zurück, so sehen wir uns in einen gefährlichen Kreislauf verstrickt. Mangelnde Klarheit über unser eigenes Wesen, unsere Geschichte und unsere Stellung in der Welt haben uns zu falschen politischen Lebensformen geführt, und diese wieder hemmen die Entwicklung von politischer Wissenschaft und Bildung, von klarer Besinnung und sicherem Ruhen in einem allen Volksschichten gemeinsamen Nationalgefühl. Aus diesem Kreislauf müssen wir heraus, und wir müssen an beiden Stellen zugleich anpacken, bei der gedanklichen Klärung und beim Aufbau solcher äußeren Formen, die uns ein gesünderes politisches Denken möglich machen. Die erste, rein geistige Aufgabe, die der politischen Wissenschaft obliegt, hat drei Seiten, eine weltanschauliche, eine innen- und eine außenpolitische, abgesehen von den Spezialfragen in wirtschafts- und kulturpolitischer Hinsicht.

Neue Ziele, — neue Wege

Weltanschaulich zwingt uns der Irrweg der letzten Jahrzehnte zu einer Neubesinnung auf absolute Wertmaßstäbe menschlichen Handelns. Von aktueller politischer Bedeutung ist dabei das Verhältnis zwischen deutschem Idealismus und angelsächsischem Utilitarismus und die Beziehung beider zum christlichen Glauben, in dem sie als verschiedene Versuche weltlicher Konkretisierung des christ-

lichen Liebesgebots ihre gemeinsame Grundlage haben. Das Ausland sieht heute gern im deutschen Idealismus und besonders in seinen preußischen Ausformungen, dem Betonen von Härte und Opferbereitschaft, die Wurzeln dessen, was uns gefährlich und unberechenbar macht. Es bedarf der Klärung, inwieweit das zutrifft und ob wir nicht einer Ergänzung durch nüchterne Zielklarheit im Sinne des Utilitarismus bedürfen, ohne daß wir dabei die Kraft des Glaubens und den Schwung des Idealismus zu verlieren brauchen.

Auf dem Gebiet der Innenpolitik liegt die entscheidende geistige Aufgabe im Überwinden der menschlichen Entfremdung, im Überbrücken der Spaltungen, die durch unser Volk gehen. Damit wird zugleich der Boden für sachliche Beantwortung konkreter Tagesfragen bereitet. Die Frontenversteifung durch Dogmen und Schlagworte muß geistig überwunden werden, indem gezeigt wird, daß jede Sache ihre verschiedenen Seiten hat. Der Politiker muß lernen, daß er eine praktische Frage nicht deduktiv aus einem bindenden Parteiprogramm, sondern erst nach Diskussion mit anderen Meinungen entscheiden kann. Der Staatsbürger muß wissen, daß keine Partei auf Grund ihrer „Weltanschauung“ Anspruch auf seine Gefolgschaft und Treue machen kann, sondern daß er das Recht und die Pflicht hat, bei jeder Wahl neu seine Stellungnahme zu den Parteien nach deren Leistungen zu überprüfen. Eine wichtige Erziehungsaufgabe der politischen Wissenschaft wird es sein, fruchtbare Methoden der Diskussion zu lehren, deren Ziel nicht darin besteht, in der Debatte recht zu behalten, sondern praktische Fragen durch Prüfung der Gründe und Gegen Gründe zu klären. Als Hilfswissenschaft für die politische Erziehung brauchen wir eine Psychologie und Psychopathologie des politischen Denkens. Gegenüber der primitiven Auffassung, nationalsozialistische Ideen seien künstlich durch Propaganda in das deutsche Volk hineingetragen worden und deshalb durch das Verbot des Nationalsozialismus und durch Propagierung demokratischer Ideen zu überwinden, muß gefragt werden, inwieweit politische Gedanken und Leidenschaften gerade als Gegenwirkung gegen oktroyierte Dogmen und gegen die Fehler eines herrschenden Systems sich durchsetzen. War nicht die Werbekraft des demokratischen Gedankens in monarchischer und nationalsozialistischer Zeit stärker als in der Weimarer Zeit und der Gegenwart? Und entwickelt sich ein krankhaft verzerrter Nationalismus nicht am leichtesten dann, wenn das gesunde Nationalgefühl in seiner Entwicklung gehemmt ist?

In der Außenpolitik dürfen wir uns heute nicht durch den Einwand, wir seien doch nur Objekt der Entschlüsse der Siegermächte, dazu verleiten lassen, auf eigenes Urteil zu verzichten. Auch wenn unsere Stimme fürs erste bei der Neugestaltung der Welt nicht gehört werden sollte, ist es schon aus Gründen unserer eignen seelischen Haltung und unserer richtigen Einfügung in eine künftige Ordnung notwendig, mit der internationalen Diskussion Schritt zu halten und unsere Beiträge zu leisten, insbesondere in Fragen, in denen wir naturgemäß eine bessere Kenntnis haben müssen als das Ausland. Eine solche Frage ist z. B. die Neuordnung des Raumes der Völkersymbiose an unsern Ost- und Südostgrenzen. Wenn jetzt wieder der Gedanke einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit Mitteleuropas auftaucht, ist es wichtig, daß wir uns mit den gefühlsmäßigen Hemmungen in unsern eigenen Reihen rechtzeitig auseinandersetzen, der Besorgnis um unsere nationalstaatliche Souveränität auf

der einen Seite, der Scheu vor dem Verdacht imperialistischer Großraumpolitik auf der anderen. Sonst werden wieder wie nach 1919 die Möglichkeiten einer der geographischen und geschichtlichen Eigenart dieses Raumes gemäßen Lösung verpaßt. Aber unabhängig davon, wie die Entwicklung in nächster Zukunft sich gestalten wird und welchen Einfluß wir auf sie nehmen können: auf weitere Sicht weist uns unsere Lage in der Mitte Europas und unsere Geschichte, die uns ein Gesicht nach allen Seiten gegeben hat, eine Mittlerrolle zu, deren richtige Ausfüllung vielleicht einmal für die friedliche Lösung der Spannungen zwischen Osten und Westen entscheidend sein kann. Uns auf solche Aufgaben vorzubereiten, dazu bedarf es in viel höherem Maße, als es die politische Wissenschaft bisher geleistet hat, einer gründlichen Auslandkunde und Einfühlung in die Seele fremder Völker. Hinzukommen muß eine Besinnung auf das, was wir seit dem christlichen Mittelalter durch die Säkularisierung verloren haben: das Einheitsbewußtsein der europäischen Völker. Es muß wiedererweckt werden, wenn nicht die abendländische Kultur zugrunde gehen soll.

Praxis des Tages

Neben dieser Klärung weltanschaulicher, innen- und außenpolitischer Fragen, die erst allmählich in der Durchdringung des ganzen Volkes mit neuer politischer Haltung ihre Früchte tragen kann, stehen nun aber Aufgaben der politischen Wissenschaft von unmittelbarer Aktualität, die Mitarbeit an praktischen Gestaltungsfragen, deren Lösung dringend ist, um überhaupt die äußeren Voraussetzungen für eine gesunde Entwicklung des politischen Denkens, Fühlens und Handelns zu schaffen. Wir müssen den Ursachen der inneren Spannungen nachgehen und uns klar werden, inwieweit und in welcher Weise wir diese Ursachen mit äußeren Mitteln, mit denen der Gesetzgebung und Verwaltung, beheben können. Unser Parteileben unterscheidet sich wesentlich von dem in Ländern mit alteingespielter parlamentarischer Tradition. Die erfolgreiche Lösung aller Einzelfragen der Wirtschafts- und Kulturpolitik hängt aber davon ab, daß wir zu gesunden Formen der Bildung des Gesamtwillens gelangen. Eine leistungsfähige, vom Vertrauen aller Völksglieder getragene Verwaltung ist heute die erste Voraussetzung, um die Lebensmittelkrise und all die großen Nöte des täglichen Lebens zu bewältigen. Die Behebung der Not erleichtert wieder die Überwindung der inneren Spannungen und die Gesundung des politischen Lebens. Ganz besonders steht aber heute unsere Außenpolitik, die Klärung unserer Stellung zu anderen Völkern, in Wechselwirkung mit unsern parteipolitischen Verhältnissen. Denn die entscheidende weltpolitische Tatsache, die Spannung zwischen den Westmächten und Sowjetrußland, verschärft sich, wenn beide Mächtegruppen bei der gemeinsamen Verwaltung Deutschlands gegensätzliche Parteien für sich benutzen können. Umgekehrt würde ein innerpolitisch konsolidiertes, in sich ausgeglichenes Deutschland entscheidend zur Milderung dieser Spannung beitragen können.

Parteien und Verfassung

Ist unsere parteipolitische Zerrissenheit also der Angelpunkt, von dem alle anderen Seiten unseres Schicksals bestimmt werden, so ist die Frage auf-

zuwerfen, warum die in Westeuropa bewährten Formen des Parlamentarismus bei ihrer Übertragung auf Deutschland so ganz andere Wirkungen gehabt haben und welche neuen Wege wir gehen müssen, um zu einer uns gemäßen leistungsfähigen und vor Irrwegen geschützten Staatsordnung zu gelangen. Mit anderen Worten: die nächste Aufgabe der politischen Wissenschaft wird es sein, die Gestalt des deutschen Volksstaates herauszuarbeiten. Wenn unser Parteiwesen die entscheidende Fehlerquelle der deutschen Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist, so liegt die Folgerung nahe, daß wir eine Staatsform anstreben müßten, bei der für politische Parteien kein Raum bleibt. Alle „autoritären“ Pläne, wie sie seit 1919 aus der Erkenntnis erwuchsen, daß unser politisches Leben durch die Parteigegensätze, durch die Unmöglichkeit parlamentarischer Mehrheitskoalitionen lahmgelegt wurde, arbeiteten mit diesem Gedanken. Aber auch in echt volkstaatlichem Sinne waren Wege denkbar, eine Staatsgewalt ohne Parteien aufzubauen, z. B. wenn (im Sinne des Frhr. v. Stein oder der Theorie des Sowjetsystems) die Gemeinden in reiner Persönlichkeitswahl ihre Leiter berufen und aus diesen alle höheren Stufen der Staatsführung hervorgehen. Eine Lehre jedoch, die sich in diesem Sinne die Ausschaltung der Parteien zum Ziel setzte, hätte von vornherein die ganze Front der Parteien gegen sich, und diese haben im Zweifel die stärkere agitatorische Kraft, auch wenn eine objektive Wissenschaft sich darauf berufen kann, daß weite Kreise des deutschen Volkes sich in den Parteien nicht vertreten fühlen und ihre Stimme für eine Partei nur im Sinne des kleinsten Übels abgeben. Es war bezeichnend für die Zeit des Weimarer Staates, daß diejenigen, die im Bemühen um sachliche Politik an den Parteien Kritik übten, selbst als eine Partei der Parteilosen erschienen, die neben den anderen Parteien zu praktischer Bedeutungslosigkeit verurteilt war. Das starke Verlangen im deutschen Volk, die Parteigegensätze zu überwinden, ist in den Wahlen von 1930 nicht der Regierung Brüning, die diesem Ideal am nächsten war, zugute gekommen, sondern dem Nationalsozialismus, der die Fehler des Parteienstaates agitatorisch ausnutzen konnte, um schließlich in dessen schlimmster Verzerrung, dem Einparteistaat, zu enden.

Es kann hiernach nicht die Aufgabe der politischen Wissenschaft sein — sofern sie an der praktischen Gestaltung der Gegenwart mitarbeiten will —, eine Frontstellung gegen die Parteien zu beziehen. Sie muß in erster Linie auf solche äußeren Formen politischen Lebens hinwirken, die geeignet sind, eine gesunde Entwicklung unseres Parteiwesens zu fördern. Erst wenn sich herausstellen sollte, daß dieses Ziel nicht zu erreichen ist, wären Formen staatlicher Willensbildung ohne politische Parteien ins Auge zu fassen.

Die Geschichte des Parlamentarismus lehrt, daß es zu einem gesunden politischen Leben, bei dem die Parteien sich gegenseitig anerkennen und achten, nur in solchen Ländern gekommen ist, in denen sich eine Tradition parlamentarischer Spielregeln schon in der Zeit der „bürgerlichen Gesellschaft“, also etwa bis Mitte des 19. Jahrhunderts, hat bilden können. Nur in diesen Völkern ist die ideale Forderung der Demokratie, daß sich die Abgeordneten als Vertreter des ganzen Volkes, der *volonté générale* im Sinne Rousseaus, fühlen sollen, annähernd verwirklicht. Bei uns und im ganzen Osten Europas dagegen hat sich das Parteiwesen erst in einer Zeit entwickelt, in der durch Klassenspaltung und wirt-

schaftliche Interessengegensätze die Bildung eines einheitlichen Volkswillens erschwert war und das Trennende durch Wahlkampfdeinagogie verschärft wurde. Deshalb lassen sich die in den westlichen Ländern ausgebildeten Formen der Demokratie nicht zu uns verpflanzen, ohne Schaden anzurichten. Der Nationalsozialismus war nur die äußerste Zuspitzung der für unser Parteiwesen charakteristischen Tendenz zum Ausschließlichkeitsanspruch jeder Partei, der mangelnden Bereitschaft, der jeweiligen Mehrheit das Recht zur Führung zuzuerkennen. Das Auswerten dieser Erfahrungen, das Herausarbeiten der Unterschiede in den soziologisch-historischen Voraussetzungen des Parlamentarismus und das Aufzeigen solcher staatlichen Lebensformen, in denen sich bei uns ein gesundes Parteiwesen entwickeln kann, ist deshalb die nächste Aufgabe einer auf praktische Mitarbeit gerichteten Wissenschaft. Die Zeit des Weimarer Systems bietet eine Fülle solcher Erfahrungen in positiver wie in negativer Hinsicht, am reichsten und mannigfaltigsten auf dem Gebiet des kommunalen Lebens, aber auch z. B. in den Unterschieden zwischen Reichs- und Länderpolitik (Zwang zur Verantwortung durch schicksalsschwere Entscheidungen — Versuchung zu Ämterbeutesystem in der Personalpolitik). Diese Erfahrungen sind damals nur zum geringsten Teil ausgewertet worden. Wollen wir heute auf sie zurückgreifen, so bedarf es einer Nachprüfung, inwieweit der Weg über den Nationalsozialismus, die Besetzung und die verschärfte Notlage die Voraussetzungen von damals gewandelt haben.

Nur einige kurze Hinweise auf die wichtigsten Einzelheiten seien hier gegeben: das Verantwortungsgefühl des Abgeordneten für das Volksganze, an sich schon gehemmt durch den starken Einfluß von Gruppeninteressen auf die Parteigliederung, wird noch erschwert durch das Listenwahlsystem. Ein Wahlrecht, das die Persönlichkeit stärker hervortreten läßt, ist daher gegenwärtig der meistdiskutierte Vorschlag zur Gesundung unseres Parteiwesens. Von noch größerer Bedeutung dürfte aber die Frage sein, welchen Einfluß die Art der Tätigkeit des Abgeordneten auf die Entwicklung seines Verantwortungsgefühls und Gerechtigkeitsssinnes ausübt. Hier ist vor allem auf den Unterschied zwischen der Arbeit des Plenums und der der Ausschüsse hinzuweisen, die agitatorischen „Reden zum Fenster hinaus“ auf der einen Seite, den Zwang zur Bewältigung sachlicher Aufgaben auf der anderen Seite. Eine stärkere Verlagerung der Arbeit in kleine Ausschüsse, denen nicht nur vorbereitende Aufgaben, sondern auch selbständige Entscheidungen übertragen werden, kann ein Weg zu tiefgreifender Umgestaltung unseres politischen Lebens werden, insbesondere wenn, wie es in der Kommunalpolitik früher schon vielfach erprobt ist, die Ausschüsse ihrerseits in der Rolle eines Richterkollegiums Vertreter der verschiedenen Interessengruppen und Glieder des Volkes anhören. Der Unterschied zwischen dem Agitator, der das Trennende zwischen den verschiedenen Gliedern des Volkes aufreißt, und dem Staatsmann, Verwaltungsbeamten oder Ausschuß, der in sachlicher Arbeit das Gemeinsame pflegt und die Interessengegensätze überbrückt und schlichtet, wird im Volksbewußtsein mit Selbstverständlichkeit empfunden; aber die bisherigen Formen des Wahlkampfes geben dem Agitator die besseren Chancen. Je mehr die Masse des Volkes Gelegenheit erhält, nicht nur ihre Stimme abzugeben, sondern in allen ihren Nöten gehört zu werden, und dabei das Gefühl haben kann, gerecht und sachlich denkenden, um Ausgleich bemühten Persönlichkeiten gegenüberzustehen,

um so mehr können wir hoffen, daß auch im Parteileben dieser Typus von Persönlichkeiten sich durchsetzt,

Für die neuen Methoden volksstaatlicher Willensbildung, die überall nötig werden, wo die Krise des Parlamentarismus das Staatsleben lahmzulegen droht, sind bisher noch nirgends feste staatsrechtliche Formen ausgebildet worden. Sie sind auch viel schwerer zu finden als beim traditionellen parlamentarischen Staat, der im Mechanismus des Mehrheitsprinzips ein damals unbestrittenes Mittel der letzten Entscheidung besaß. Doch sind bei uns und in allen Ländern, die die Krise des Parlamentarismus berührt hat, genug praktische Ansätze vorhanden; sie bieten der Wissenschaft das Erfahrungsmaterial, auf dem theoretisch — für jedes Volk je nach den Besonderheiten seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur — das Bild einer künftigen Staatsordnung erarbeitet werden kann. Bewußt bleiben müssen wir uns aber, daß wir hier etwas Eigenes, Neues aufzubauen haben. Lassen wir uns jetzt wieder, wie nach 1918, zu dem Glauben verleiten, wir brauchten nur Verfassungsformen, die sich in anderen Ländern bewährt haben, äußerlich nachzuahmen, so verstricken wir uns wie damals in lebensunfähige Systeme, die schließlich wieder in krankhaften Verzerrungen enden müssen.

*

Die politische Wissenschaft hat also neben ihren allgemeinen Aufgaben, denen der theoretischen Klärung und der Verbreitung politischer Bildung, auch Tagesaufgaben, deren richtige Lösung unmittelbar für unser Schicksal in den nächsten Jahren entscheidend sein kann. Sie hat, wie alle Wissenschaft gegenüber dem Lebensganzen, auch hier nur eine beschränkte Reichweite; sie hat nur einen Beitrag zu liefern, aber diesen kann niemand an ihrer Stelle leisten. Die Wissenschaft hat, gerade je mehr sie unmittelbar dem Leben dienen will und sich in die Tageskämpfe hineinbegibt, auch große Schwierigkeiten zu überwinden, die manchen berufenen Forscher abschrecken. Der Jurist, der Historiker, der Nationalökonom, der Sozialpsychologe, sie alle hätten zu den Fragen der politischen Wissenschaft ihr Stück beizutragen, sehen aber ihre eigentlichen Aufgaben zumeist in anderer Richtung, auf leichter übersehbaren und klarer abzugrenzenden Gebieten, und scheuen sich vor der Beantwortung von Lebensfragen, die über die Grenzen ihrer Fachwissenschaft hinausreichen. Aber diese Scheu muß überwunden werden. Wir brauchen Klarheit darüber, was in den letzten 50 Jahren bei uns geschehen ist und was wir daraus für die Zukunft zu lernen haben. Wenigstens ein Teil der Vertreter der verschiedenen Fachwissenschaften muß es wagen, diese „heißen Eisen“ anzufassen, auch wenn im Sinne exakter Forschung ein objektiv zuverlässiges Tatsachenmaterial in vielen Punkten nicht zu beschaffen sein wird. Das Leben verlangt Antwort auf diese Fragen. Wird sie nicht von der Wissenschaft gegeben, so kommt die Antwort von Seiten, die noch weniger dazu berufen sind. Insofern hat die politische Wissenschaft heute eine aktuelle, eine politische Aufgabe. Sie darf sich nicht damit begnügen, das politische Geschehen beobachtend zu begleiten und zusammenfassende Belehrung darüber zu verbreiten, sondern sie ist berufen, selbst in die Gestaltung unserer Zukunft einzugreifen.

Die Presse in der UdSSR

Man hat die Sowjetunion das Land der Staatsjournalistik genannt und spricht von einem Pressetotalitarismus. Diese Bezeichnungen sind nicht unbedingt richtig und vermitteln daher kein klares Bild. Die Eigenart der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken beruht darin, daß ihre Struktur durch die Dogmen des Marxismus leninistischer Prägung und durch die Tatsache bestimmt wird, daß die Institution der Kommunistischen Partei der des Staates übergeordnet ist. Nach jahrzehntelanger Entwicklung nimmt heute die bolschewistische Presse die Stellung eines Organes der Partei zur Überwachung der Funktionen des Staates ein. Wenn man in den Ländern der westlichen Hemisphäre die führenden Journalisten die „Fürsten der öffentlichen Meinung“ nannte, so sind sie in Rußland die absoluten Herrscher. Wenn in der westlichen Hemisphäre die Presse ein taktisches Mittel der Politik ist, so ist in der UdSSR die Presse Politik. Eine Untersuchung des Phänomens ‚bolschewistische Presse‘ kann sich deshalb nicht darauf beschränken, ihre jetzige Struktur und Form zu schildern, sondern sie muß die Basis für die Analyse des Objekts in der geschichtlichen Entwicklung suchen, an deren Ende die heutige Machtposition der marxistischen Presse steht.

Ihren publizistischen Niederschlag fand die sozialrevolutionäre Bewegung in Rußland in der illegalen und der Emigrantenpresse. Die Geschichte der illegalen Publizistik in Rußland beginnt zu der Zeit der Gründung einer russischen Presse überhaupt, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts also. Religiöse Intoleranz war der Anlaß der ersten illegalen Schriften, die vornehmlich pietistischen Inhaltes waren. Die große französische Revolution rückt die sozialen Momente in den Vordergrund. Aber erst die Mitte des 19. Jahrhunderts bringt den Umschwung der illegalen Publizistik zum sozialrevolutionären Element. 1853 gründete Alexander Herzen, der Vater der russischen revolutionären Idee, in London die „freie russische Druckerei“, die den berühmten „Aufruf an die Brüder in Rußland“ und 1857 die erste Nummer der „Kolokol“ („Die Glocke“) druckte. Die „Kolokol“, wohl die bekannteste revolutionäre Zeitschrift in russischer Sprache, erschien zuerst einmal, später zweimal im Monat, mit einer Auflage von 2500 Stück und kann in ihrer Wirkung mit den Publikationen Luthers verglichen werden. Ihre tatsächliche Auflagenhöhe war erheblich größer, da sie in Rußland handschriftlich und lithographisch vervielfältigt wurde, wo unter anderen der Zar zu ihren begeistertsten Lesern gehörte.

1890 erschien die erste Nummer der alten „Iskra“, die dem Namen Lenins Weltgeltung verschaffen sollte. Im Dezember 1900 übernahm er die Chefredaktion des Blattes. Ihr Titel wurde später die Bezeichnung für die Lenin-Stalinische Parteirichtung. Zwischen diesen Daten liegt eine Zeit zähen Kampfes, in Rußland und vom Auslande aus. Tausende von illegalen Publikationen, größtenteils mit primitiven Handdruckpressen hergestellt, führten den ideologischen Kampf des Marxismus gegen das zaristische Rußland. Zentren der

illegalen Publikationen waren in Rußland Petersburg, Riga und Kiew, im Auslande Genf, Zürich, Berlin, London und Paris.

Am 5. Mai 1912 wird die erste Ausgabe der „Prawda“ gedruckt, die das Organ der Partei geworden ist. Ihre Bedeutung für die Partei charakterisiert Josef Stalin folgendermaßen: „In der Periode der Gründung der Partei bestand die Hauptaufgabe in der Kette der Aufgaben, vor denen damals die Partei stand, in der Schaffung einer für ganz Rußland bestimmten illegalen Zeitung. Warum? Weil man nur mit Hilfe einer in ganz Rußland verbreiteten illegalen Zeitung das Fundament für die Bildung einer wirklichen Partei legen konnte. Sie war es allein, die unter den damaligen Verhältnissen es ermöglichte, einen Parteistamm zu schaffen, die unzähligen Zirkel und Organisationen zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden und die Bedingungen für die ideologische und taktische Einheit vorzubereiten.“ Eine Zeitung, Geburtshelfer und notwendige Basis einer die ganze Welt erschütternden Revolution! Wie kam es hierzu?

Das zaristische Regime hatte Bedingungen geschaffen, die es den kommunistischen Revolutionären erlaubten, ihren Kampf nur in der illegalen Publizistik zu führen. So fanden sich alle revolutionären Kräfteströmungen und alle kommunistischen Führer in der illegalen oder der Emigrantenpresse, so u. a. Trotzki, Radek, Lenin, Stalin. Marx war von seinem 30. Lebensjahr an Redakteur und Schriftsteller. Der Kampf der einzelnen sozialistischen Richtungen untereinander war daher ein Kampf um die Redaktionen und Druckereien, denn allein der Besitz einer Zeitung ermöglichte es, den eigenen Standpunkt publik zu machen und am politischen Leben teilzunehmen. Verständlich daher, daß die einzelnen Gruppen ihre besten Leute in die Redaktionen setzten, und umgekehrt, daß jeder der Parteiführer bemüht war, sich journalistische Fähigkeiten und Kenntnisse anzueignen. Auch ist zu begreifen, daß nach dem Sieg der Bolschewiken die Presseabteilung der Partei und das gesamte Wirken der Presse weiterhin stärkstes Interesse genossen und keine Konferenz, kein Kongreß, kein Parteitag vergingen ohne ausführliche Besprechung von Presseproblemen.

Am 16. September 1917 wird die Republik ausgerufen und die Diktatur des bewaffneten Proletariats eingerichtet. Der jahrzehntelange Kampf der Revolutionäre um die Macht hat endlich den Sieg davongetragen. Eine mythische Verklärung des revolutionären Kampfes bildet sich allmählich, und ein breiter Gloriolenschein fällt auf die marxistische Presse. Ihr wird allgemein der Hauptanteil am Siege zugeschrieben. Bezeichnend ist, daß Lenin, auch als er schon die höchsten Parteiämter bekleidete, stets und mit berechtigtem Stolz als Beruf „Literary“, das heißt Schriftsteller, angab.

Bei Abschluß der Betrachtung der Phase des Kampfes um die Macht ergibt sich also, daß der stete Kampf der illegalen Publikation die bolschewistische Presse prädestinierte, in der nächsten Phase in die jetzigen Machtpositionen hineinzuwachsen. Diese Phase, die gekennzeichnet ist durch den Kampf um die Festigung der bolschewistischen Macht gegen die inneren und äußeren Feinde in den ersten Jahren und die ihren Abschluß in der Errichtung des sozialistischen Staatssystems und der Annahme der Stalinschen Verfassung findet, stellt die Presse vor Aufgaben, die noch nie in der Jahrhundertealten

Geschichte der Presse den Publizisten eines Landes gestellt wurden. Eine kritische Analyse dieser Aufgaben und die Schilderung, wie es der russischen Presse gelang, sie zu lösen, wären ein lohnender Vorwurf für eine weitere Darstellung. Sie könnte aufzeigen, wie der leninistische Marxismus, fußend auf den modernsten Erkenntnissen der publizistischen Wissenschaft, nahezu sämtliche Möglichkeiten einer modernen Pressemaschinerie ausschöpfte und seinen Zielen dienstbar machte. In dieser Ausarbeitung aber muß der Referent sich auf stichwortartige Darstellung beschränken.

„Eine gut aufgezogene russische Kampfzeitung muß nicht nur ein Kollektivagitator, sondern auch ein Kollektivorganisator sein.“ Dieser Satz Lenins enthält eine der beiden Maximen der bolschewistischen Pressetätigkeit. Die zweite findet ihre Begründung in der Abkehr der Bolschewiki vom Prinzip der politischen Elite, der „Avantgarde“ des klassischen Marxismus, zum Prinzip der „politisch aktivierten Masse“ des modernen Marxismus. Lenin schreibt hierzu: „Mit der Avantgarde allein kann man nicht siegen. Die Avantgarde allein in den entscheidenden Kampf werfen, solange die ganze Klasse, solange die breiten Massen nicht eine Position eingenommen haben, wo sie die Avantgarde entweder direkt unterstützen oder wenigstens eine wohlwollende Neutralität ihr gegenüber üben ... wäre nicht nur eine Dummheit, sondern auch ein Verbrechen. Damit aber wirklich die ganze Klasse, damit wirklich die breiten Massen der Werktätigen und vom Kapital Unterdrückten zu dieser Position gelangen, dazu ist Propaganda allein, Agitation allein, zuwenig. Dazu bedarf es der eigenen politischen Erfahrung der Massen.“

Diese beiden Thesen weisen der Presse ihren Weg auf dem Gebiet der politischen Arbeit. Es gilt, die breite Masse zu aktivieren, sie vertraut zu machen mit dem ganzen Ideenkomplex des bolschewistischen Marxismus. Ihr muß auch das marxistische Geschichtsbild bekannt sein, denn darauf gründet sich das Idealbild vom kommunistischen Menschen, vom Helden der Arbeit, vom revolutionären Vorkämpfer des Proletariats.

Auf dem wirtschaftlichen Sektor laufen die Aufgaben annähernd parallel. Wirtschaftliches Ziel der zweiten Phase ist die Unabhängigkeit der russischen Wirtschaft von der kapitalistischen Umwelt. Da Rußland bisher Agrarstaat war, ist eine weitgehende Industrialisierung erforderlich. „Rußland will ein Land der Metalle, der Automobile, der Traktoren sein“, sagt Stalin. Der Verkauf von Holz, Petroleum und Getreide muß die gewaltigen Kosten decken, die durch diese Umstellung, durch Einstellung Tausender von ausländischen Facharbeitern, Technikern und Forschern, durch gewaltige Ankäufe von ausländischen Maschinen entstehen. Dieser Vorgang spielt sich auf dem Rücken der russischen Bauernschaft ab, die das Getreide und Holz zu bisher noch nie dagewesenen niedrigen Preisen liefern muß.

Überdies gilt es, diese Strukturwandlung der Wirtschaft nach den sozialistischen Grundsätzen durchzuführen, und hierfür gibt es noch kein geschichtliches Beispiel. Also ein Experiment, ein gigantisches Experiment, dessen Gelingen in den Anfangsstadien durch den Zusammenbruch der gesamten Wirtschaft und eine ungeheuerliche Notlage der Landbevölkerung in Frage gestellt ist. In diese Bresche springt die Presse. Sie hat durch stete Propaganda, durch Hervorheben von Teilerfolgen zu beweisen, daß das sozialistische Experiment

im ganzen gelingen kann, muß und wird. Davon muß jeder überzeugt sein, der Arbeiter wie vor allem auch der Bauer, der die Hauptlasten trägt. So ist es vollständig unwichtig, was sich außerhalb der Sowjetunion abspielt — ob dort Kriege geführt, Bündnisse geschlossen, Konferenzen abgehalten werden oder Regierungen zurücktreten — was bedeuten diese Nachrichten gegenüber einer Produktionssteigerung des Traktorenwerkes X in Y, der Erfindung des „Arbeiterhelden“ Iwan Iwanowitsch, der ein rationelleres Produktionsverfahren entdeckte? So ist es logisch, daß diese Meldungen in Schlagzeilen auf die erste Seite gehören, daß sie auch noch die zweite und dritte füllen — und daß man vielleicht auf der letzten, der vierten, einige Auslandsmeldungen findet.

Aber nicht allein dieser Aufgabe dient die Presse im Rahmen der „Erzeugungsschlacht“ — getreu dem Leitsatz, daß die Presse nicht nur Kollektivagitor, sondern auch Kollektivorganisator sein soll, findet man in ihren Spalten Diskussionen über Produktionsverfahren, Anregungen aus Leserkreisen, die diese Themen berühren, Kritik an rückständigen Personen, Angaben über Saboteure, die die Durchführung der sozialistischen Wirtschaftsumstellung durch ihre persönliche Haltung gefährden, daher zu den „Dieben und Vergeudern des sozialistischen Volkseigentums“ zu zählen sind. Hierbei stützt sich die Tätigkeit der Zeitungen auf das Netz der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten (1926: etwa 250 000 Arbeiter- und Bauernkorrespondenten in der Sowjetunion), die in jedem Dorf, in jeder Kolchose, in jedem Betrieb sitzen, unantastbar für jeden, denn hinter ihnen steht die Partei. So ist die Presse ein Bestandteil der Planwirtschaft geworden, ein Ventil für die notwendige Kritik. Ein Organ, das Produktionsprozesse verbessert, umgestaltet und tiefgreifende Wirtschaftswandlungen hervorruft. Sie geht ihren Weg vom Werkzeug der Wirtschaftsgestaltung zur Beherrscherin aller wirtschaftlichen Zweige — im Auftrage der Partei, im Auftrage Stalins. Man befolgt ihre Anregungen, Anordnungen; denn eine Meldung in einer Zeitung über eine notwendige Umstellung kommt einem Befehl der Staatsspitze gleich.

Ebenfalls umfangreich sind die Aufgaben der Presse auf dem kulturellen Sektor. Das Hauptziel ist eine Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus, die Presse gewissermaßen als Volkshochschule für jeden Leser. Die Aufgaben sind im einzelnen etwa: Kampf gegen das Analphabetentum, insbesondere in der Satire, Bekanntmachung der breiten Masse mit in- und ausländischen Dichtern und Philosophen, unter sorgfältiger Auslese selbstverständlich, Kritik an schlechten oder reaktionären kulturellen Darbietungen.

Einige Zahlen mögen zeigen, wie stark die Erziehungsarbeit der Bolschewiken die breite Masse des russischen Volkes erfaßt und umgeformt hat:

A. 1914 waren 76 % der Männer und 87,6 % der Frauen Analphabeten.

Am 1. 1. 1939 waren es 10,9 % im Alter von 9 bis 49 Jahren und
18,8 % im Alter von 49 Jahren und mehr.

B. Im Schuljahr 1914/15 saßen in Volksschulen 6 065 000 Bauernkinder,
in Mittelschulen 52 000 „

insgesamt also 6 117 000 Bauernkinder.

Im Schuljahr 1938/39 saßen in Volksschulen 9 087 000 Bauernkinder,
in Mittelschulen 13 000 000⁶ „

insgesamt also 22 087 000 Bauernkinder.

- C. Im Schuljahr 1939/40 gingen in Volks- und Mittelschulen 32,1 Mill. Kinder. Im gleichen Jahre lernten in Schulen und Kursen 6 Mill. Erwachsene.
- D. 1914 gab es in Rußland 91 Hochschulen mit 112 000 Studenten, 1939/40 waren es in der SU 750 Hochschulen (30 Universitäten) mit 620 000 Studenten.
- E. Dorfschullehrer gab es 1914 in Rußland 152 400
1938/39 waren es 715 300.
- F. Proportional zu diesen Zahlen stieg auch der Lesehunger der Völker der SU. So wurden:
1914: 26 200 verschiedene Bücher mit einer Auflage von 86 Millionen gedruckt.
1938 waren es 40 000 verschiedene Bücher mit 692 Millionen Auflagen in 111 Sprachen!
- G. Ebenfalls erschienen in der SU 1762 Zeitschriften in 50 Sprachen mit einer Auflage von 257 Millionen Stück.

H. Es erschienen:

	1913:	809 Zeitungen mit	1 401 000 Auflage	
Am 1. 1. 1921:	858	" "	3 000 000	"
" 1. 1. 1922:	803	" "	2 661 000	"
" 1. 4. 1922:	362	" "	1 334 000	"
		(Wirtschaftskrise)		
" 1. 8. 1922:	299	Zeitungen mit	993 000	"
" 1. 1. 1923:	411	" "	1 498 000	"
" 1. 1. 1924:	561	" "	2 145 000	"
" 1. 1. 1926:	613	" "	7 632 000	"
" 1. 1. 1932:	723	" "	22 000 000	"
" 1. 1. 1938:	8550	" "	37 500 000	"
" 1. 1. 1940:	9000	" "	40 000 000	"
" 1. 1. 1947:	6300	" "	30 000 000	"

- I. Die 8850 im Jahre 1938 erschienenen Zeitungen, in 70 Sprachen gedruckt, gliedern sich folgendermaßen:

46 Unionszeitungen,
114 Zeitungen der Unionsrepubliken,
118 Zeitungen der autonomen Republiken,
3393 Zeitungen der Rayons,
4604 Betriebs-, Werk-, Hochschulzeitungen,
575 sonstige Zeitungen.

Einen großen Anteil am Pressewesen haben die Zeitungen der einzelnen Völker und Völkerschaften der Sowjetunion. Unter den 8850 Zeitungen im Jahre 1938 befanden sich 2600 Nationalitätenzeitungen. Die Schwerpunkte des publizistischen Lebens liegen in den Großstädten. So erscheinen allein in Moskau 40 Tageszeitungen und 200 Zeitschriften. Auch die „Prawda“, die durch ihre Stellung als offizielles Organ der Partei und ihre geschichtliche Rolle die bedeutendste bolschewistische Zeitung ist, vertreibt den Hauptteil ihrer Auflage in Moskau, nämlich von 2,5 Mill. Auflage täglich (nach A.P. 3,5 Mill.) 1,8 Mill. Exemplare. 1914 betrug die Auflage nur 40 000 Exemplare — die „Prawda“ war für die Partei ein Zuschußunternehmen — heute bringt sie ihr einen täglichen Gewinn von 500 000 Rubeln gleich 1 Mill. Dollar ein. In ihrem Verlag, der 2000 Angestellte beschäftigt, werden noch zwei weitere Zeitungen und 20 Zeitschriften gedruckt. Unter letzteren befindet sich die „Ogmjok“, ein Magazin, etwa zu vergleichen mit der amerikanischen Zeitschrift „Life“. „Die kleine Flamme“, denn so müßte man „Ogmjok“ in das Deutsche übersetzen, ist 36 Seiten stark und hat eine Auflage von 100 000 Stück. In der Redaktion der „Prawda“ sind 430 Angestellte beschäftigt, von denen etwa

25 Prozent der Partei angehören sollen. Der Chefredakteur, James Viktorow, erhält ein monatliches Gehalt von 1000 bis 1600 Dollar, der erste Kommentator 800 Dollar und Reporter 300 bis 400 Dollar zuzüglich Zeilenhonorar. Den Angestellten des „Prawda“-Verlages steht im Jahr ein bezahlter Urlaub in einem luxuriösen Sanatorium auf der Krim zu, das der „Prawda“ gehört. So ist das „Paradies der Werktätigen“ zumindest ein Paradies der Journalisten. Auch der technische Apparat ist großzügig ausgestattet. Die Druckerei besitzt 36 Linotypes und 19 Rotationspressen. So ist es möglich, die Moskauer Auflage in drei Stunden zu drucken. Die Matern für die Provinzausgaben werden durch Flugzeug oder Bildfunk dorthin gesendet. Gedruckt wird die Moskauer Ausgabe in der Nacht vor dem Ausgabetag, damit die Provinzausgaben rechtzeitig herauskommen und Radio Moskau nachts von 12 bis 1 Uhr den Leitartikel und die wichtigsten Nachrichten für besonders stark politisch aktivierte Genossen durchsprechen kann. Die „Prawda“, vier Seiten stark, hat einen täglichen Papierverbrauch von 100 t. In der Redaktion laufen monatlich etwa 15 000 Leserbriefe ein, von denen 80 Prozent zustimmend sein sollen. Unter den Leitartikeln der „Prawda“, die von der gesamten Tagespresse abgedruckt werden, sind die schärfsten Angriffe gegen die Westmächte mit David Zaslowsky gekennzeichnet, einem Pseudonym.

Weitere durch ihre Eigentümer bedeutende Zeitungen sind z. B. die „Iswestija“, das offiziöse Organ des Rates der Volkskommissare (2 Mill. Auflage), der „Rote Stern“, das Blatt der Armee, dessen hohes Niveau, was militärische Fragen anbelangt, bekannt ist, die „Trud“, die Zeitung der Gewerkschaften, und die „Komsomolskaia Prawda“, das Organ der Kommunistischen Jugend. Zu erwähnen wäre schließlich noch das „Krokodil“, ein vierzehntäglich erscheinendes illustriertes Witzblatt, und der „Abendexpress“, eine Boulevardzeitung nach dem Muster der Pariser Abendblätter — zu erwähnen, weil diese beiden Blätter die einzigen Zeitungen in privater Hand sind. Alle anderen gehören der Partei, dem Staat, den Gewerkschaften oder der Armee.

Angelsächsische Journalisten bezeichnen die bolschewistische Presse als monumental langweilig durch ihre Uniformität und behaupten, daß jede Zeitung der anderen gleiche wie eineiige Zwillinge einander ähneln. Nun, das ist ein recht hartes Urteil — aber der aufmerksame Beobachter der sowjetischen Presse wird sicher gewisse Unterschiede im lokalen, Sport- und Annoncenteil feststellen können. Außerdem liegt es doch sicher im Interesse eines sozialistischen Staates, dem Leser zu ersparen, sich in übermäßige Unkosten durch den Einkauf von mehreren Zeitungen zu stürzen, wenn er in einer alles Lesenswerte finden kann, was die Partei für lesenswert befindet. Zumal in der Sowjetunion nur auf jeden Fünften eine Zeitung entfällt. Eine Zeitung aus zweiter Hand kostet den zwei- bis dreifachen Preis.

Wie sehen nun die russischen Zeitungen aus? Sie sind im allgemeinen vier Seiten stark, Fotos findet man selten, manchmal Karikaturen. Die erste Seite ist Domäne der Innenpolitik, der größte Teil der zweiten Seite ebenfalls. In der linken Spalte der ersten Seite befindet sich ein Leitartikel über ein ideologisches Thema, auf der zweiten Seite „unterm Strich“ ein politischer Artikel von hohem Niveau. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß seit dem 10. Juli 1947, seit dem Besuche des tschechischen Premiers Gottwald in Moskau,

Meldungen über die slawischen Staaten konstant auf der ersten Seite auftauchen — anscheinend bucht man sie in Moskau schon als „innenpolitische“ Angelegenheit. Auslandsmeldungen, deren Inhalt größtenteils die Auseinandersetzung der Sowjetunion mit den „monopolkapitalistischen Piutokratien des Westens“ behandelt, findet man meist auf der dritten und vierten Seite, manchmal auch auf der zweiten. Ein Feuilleton in unserem Sinne gibt es in den russischen Zeitungen nicht, wohl aber feuilletonistische Darlegungen mit penetrant politischer Tendenz. Auch einen Handelsteil vermißt man in den russischen Zeitungen, Welthandelsnachrichten werden überhaupt nicht gebracht, und Nachrichten aus der Wirtschaft der UdSSR laufen unter der Etikette „Fünfjahresplan“ oder „Wiederaufbau“ auf den ersten zwei Seiten. Annoncen stehen auf der unteren Hälfte der letzten Seite, sie dürfen nicht mehr als ein Sechstel des Zeitungsraumes einnehmen. Alle Nachrichten stammen von der „TASS“, der staatlichen Nachrichtenagentur, die auf Reuterdienst abonniert ist und wahrscheinlich auch noch von anderen Nachrichtenagenturen Material übernimmt. Papier und Druck der Zeitungen sind schlecht, meist noch schlechter als bei den deutschen Nachkriegszeitungen — und das will etwas heißen. Zu ergänzen bliebe noch, daß der russische Leser durch seine Zeitungen recht gut geschult wurde. Am Umfange und der Aufmachung einer Meldung erkennt er ihre Bedeutung. Findet er z. B. eine längere Meldung über einen Verkehrsunfall auf der ersten Seite, so weiß er, daß hiermit der Genosse Verkehrsminister angegriffen wurde. Überhaupt ist die Beziehung zwischen dem Leser und seiner Zeitung recht eng, da die Zeitungen dauernd Leserzuschriften abdrucken und beantworten.

In der westlichen Hemisphäre wurde wiederholt behauptet, die russische Presse wäre durch die Zensur geknebelt. Aber die Sowjetpresse ist natürlich die freie, unabhängige Presse einer östlich-demokratischen Staatenunion, und die Pressefreiheit ist den Völkern der Sowjetunion laut Artikel 125 der Stalinschen Verfassung garantiert. Denn schließlich hat in der UdSSR jede Zeitung die Freiheit, zur Verteidigung und zur Größe des sozialistischen Vaterlandes beizutragen, und die Zensur hat lediglich die Aufgabe, der Bewahrung des Lesers vor Irrtümern, falscher Informierung und Verleumdungen des sozialistischen Vaterlandes und seiner Führer zu dienen. So bestätigt doch eigentlich die Tatsache, daß es in der Sowjetunion eine Zensur gibt, nur den hohen Grad des Verantwortungsbewußtseins einer östlich-demokratischen Staatsführung gegenüber ihren Völkern. Es erscheint auch verständlich, daß in der Zeit der großen Wirtschaftskrise (1922/23), in der zwei Drittel aller Presseunternehmen starben, der Staat nur diejenigen Unternehmungen durch finanzielle Hilfeleistungen, Papierzuteilungen und Bereitstellung von Druckereien unterstützte, die bedingungslos bereit waren, die Ziele der Bolschewiki zu fördern. Daß hierdurch alle Presseunternehmen, Druckereien und Papierfabriken Staatseigentum wurden und der Staat dem Staatsverlag das Monopol für alle Publikationen einräumte und die „TASS“, die staatliche Nachrichtenagentur, das Nachrichtenmonopol erhielt — diese Maßnahmen dienten ja doch wohl nur dem Wohle der sozialistischen Völker der Sowjetunion. Ebenso ist die Maßnahme zu verstehen, daß jeder Redakteur nur durch das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei in seine Arbeitsstätte eingesetzt werden darf. Die Sowjetunion ist eben ein freier demokratischer Staat.

Die Geschichte der Zensur in Rußland ist so alt wie die Geschichte der russischen Presse. Schon unter der Knute des kapitalistischen Zarenregimes gab es eine Zensur — heute tragen insgesamt drei Zensursysteme zum Ruhme der freien sozialistischen Demokratie Rußlands bei. Die „Glawlit“, die Zensurstelle des Staatsverlages, betreut 111 Publikationen. Ohne ihre Genehmigung dürfen keine Visitenkarte, kein Briefbogen gedruckt werden. Kein Manuskript geht ohne die Zensur der „Glawlit“ in den Satz — und keine Zeile verläßt die Druckerei, die nicht noch einmal von der „Glawlit“ überprüft wurde. Die Zensoren der „Glawlit“ sitzen in jeder publizistischen Unternehmung und müssen von den Unternehmern für ihre Arbeit bezahlt werden.

Die zweite Zensurstelle liegt in den Händen der Kommunistischen Partei. Es ist die „Presseabteilung der Kader des ZK der KP“ — wie ihre offizielle Bezeichnung lautet — unter der Leitung von Shdanow. Ihr obliegt die „weltanschauliche Ausrichtung“ und Überwachung der Presse. Ohne ihre Genehmigung nimmt kein Journalist den Füllfederhalter in die Hand. Sie zensiert auch die Auslandsmeldungen. Ihre Aufgabe ist es auch, bei den von ihr eingesetzten Redakteuren informativ anzuregen, welche Themen und Nachrichten dem Ruhme und der Größe der UdSSR dienlich sind. So ist es verständlich, daß es zwischen der Zensur und den Redakteuren kaum zu Meinungsverschiedenheiten kommen kann . . .

Die dritte Zensurstelle, die „Litkontrol“, wird ausgeübt durch die NKWD, die russische geheime Staatspolizei. Ihre Aufgabe ist die Überwachung aller Buchautoren und der Mitarbeiter periodischer Publikationen. Sie muß wissen, wie jeder russische Schriftsteller lebt und arbeitet, was er schreibt und wie er auf politische Fragen reagiert. So kommt ihr wohl bei der Pflege der russischen Schriftsteller durch den bolschewistischen Staat eine besonders große Bedeutung zu. Denn die Sowjetunion ist ein freies, demokratisches Land, und die Aufrechterhaltung und Pflege einer ebenfalls freien und demokratischen Presse ist daher eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Resultat: eine ungeheure, mächtige Presse, im Besitz der wichtigsten innenpolitischen Positionen, gelenkt durch den Willen der Kommunistischen Partei und ihren Zwecken als Kollektivagitator und Kollektivorganisator dienend, steht vor neuen gewaltigen Aufgaben. Wo aber finden wir die geistige Grundlage, die die Handlungen der Sowjetunion in der Zukunft bestimmen wird und damit der bolschewistischen Presse ihre Aufgaben vorzeichnet? Lenin kann uns diese Frage beantworten. Er schreibt hierüber im Zusammenhang mit seiner Ausführung über die „permanente Revolution“ folgendes:

„Eine ungeheure Schwierigkeit . . . ist die internationale Frage. Der internationale Imperialismus mit der ganzen Macht seines Kapitals, mit seiner hochorganisierten Technik, die eine wirkliche Macht, eine wirkliche Festung des internationalen Kapitals darstellt, konnte sich auf keinen Fall, unter keinen Umständen mit der Sowjetunion vertragen, sowohl infolge seiner objektiven Lage, als auch infolge der ökonomischen Interessen der Kapitalistenklasse, die in ihm verkörpert war, er konnte es nicht wegen der Handelsverbindungen, der internationalen Finanzbeziehungen. Hier ist ein Konflikt unvermeidlich. Hier haben wir die größte Schwierigkeit der russischen Revolution, ihr größtes historisches Problem: die Notwendigkeit, die internationalen Aufgaben zu lösen, die Notwendigkeit, die internationale Revolution auszulösen.“

Italiens Interesse an Deutschland

Für die breite, politisch relativ wenig interessierte Masse des italienischen Volkes ist das deutsche Problem kaum vorhanden. Die eigenen materiellen Sorgen sind zu groß. Zwischen Preisen und Löhnen klafft ein Abgrund. Übervolle Läden und friedensmäßige Speisekarten in den Restaurants täuschen über die wirkliche Armut hinweg. Die deflationistische Pferdekur, die Italien seit längerer Zeit durchmacht, hat die allgemeinen Schwierigkeiten eher noch vergrößert. Ist auch trotz der weiter unaufhörlich arbeitenden Banknotenpresse an einem endlichen Erfolg der Regierungspolitik kaum zu zweifeln, so tragen Kreditsperre und kommunistische Streiks doch erheblich dazu bei, das Blickfeld des Durchschnittsitalieners auf das Nächstliegende zu begrenzen. Die Erweiterung des de Gasperi-Kabinetts kann als Anzeichen dafür gelten, daß die anderen nichtkommunistischen Parteien der katholischen „Democrazia Cristiana“ den alleinigen Ruhm des sichtbaren Erfolges mißgönnen — den Mann von der Straße bestimmt jedoch fast nur die Sorge um Bezahlung des täglichen Brotes.

Eine Standardmeinung über die Deutschen bekommt man nicht zu hören. Alte persönliche Erlebnisse aus der Kriegszeit sind maßgeblich. Wenn in Garda beim Abtransport der letzten deutschen Kriegsgefangenen die Ortskapelle unter Aufsicht britischer Soldaten das „Horst-Wessel-Lied“ spielte, so will das ebensowenig besagen wie die Razzien der italienischen Polizei auf die in großer Zahl unangemeldet lebenden Deutschen. Im allgemeinen reicht die Skala der Empfindungen im Süden von offener Feindschaft in ehemaligen Kampfgebieten über eine gewisse Achtung bis zur ausgesprochenen Sympathie. Im Norden, wo die Erinnerung an die wahrhaft bandenmäßigen „schwarzen Brigaden“ Mussolinis unter deutschem Waffenschutz noch nicht ganz erloschen ist, herrscht reservierte Ablehnung vor. Eine Grundströmung ist jedoch überall im Wachen begriffen: fast alle Italiener haben eingesehen, daß Deutschland das zentrale Problem Europas ist. Daß seine Lösung europäisch sein muß und nicht nur west-östlicher Kompromiß, kennzeichnet die Meinung verantwortungsvoller Kreise.

Schon lange vor Abzug der alliierten Truppen im Dezember 1946 hatte Rom bereits Beziehungen zu den Ländern seiner näheren und weiteren Umgebung wieder angeknüpft. Deutschland steht noch ganz außerhalb dieses Netzes politischer und wirtschaftlicher Verträge und Freundschaften. Aber man gewinnt den Eindruck, daß Italien alles tun wird, diesen Zustand nicht lange andauern zu lassen. Im Jahre 1947 hat Außenminister Graf Sforza in einer Note an die stellvertretenden Außenminister die Teilnahme an den Beratungen über den Friedensvertrag mit Deutschland gefordert. Sforza begründete diesen Anspruch damit, daß sich Italien seit dem 13. Oktober 1943 mit Deutschland im Kriegszustand befindet. In einem damaligen Interview machte Sforza ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Italien keinerlei Revanchegedanken gegenüber dem ehemaligen Achsenpartner hegt und nicht zur Erschwerung der deutschen Situation beitragen will. Italien glaubt, „von der

Bewältigung des schwersten und bedeutsamsten Problems für die Zukunft Europas" nicht ausgeschlossen werden zu dürfen.

Italiens Erfahrungen mit den Alliierten waren nicht ermutigend. Dem Westen gegenüber war es immer schon von Ressentiment und Sehnsucht zugleich erfüllt und fühlte sich als dessen armen Verwandten. Darin liegen latente Gefahren bei aller fortschreitenden Normalisierung des Lebens. England trug allen Kriegsversprechen entgegen zur Verteilung der italienischen Flotte bei, und Frankreich annektierte mit dem Aostatal die Elektrizitätswerke, von denen unter anderem das ganze ligurische Bahnnetz abhängt. Und die amerikanische Politik ist trotz Kapitalinvestitionen und der Erkenntnis, daß ein gefährdetes Italien auch ein gefährliches Italien ist, keineswegs so zielbewußt und ungeniert, wie das vielerorts geglaubt wird. Wenn in zahlreichen Ortschaften die „Piazza Roma“ nun „Piazza Trieste“ heißt, so rundet dies das Bild vom wachsenden Nationalismus der Selbstverteidigung.

Hiermit hängt es zusammen, daß italienische Wirtschaftskreise immer stärkeren Nachdruck auf die Einbeziehung Deutschlands in den europäischen Kreislauf legen. Etwa 60 Prozent seines Gesamtbedarfs an Kohle, Koks und Düngemitteln deckte Italien in normalen Zeiten aus Deutschland. Von noch größerer Bedeutung aber war der Export von weit mehr als der Hälfte seiner Obst-, Gemüse- und Weinproduktion nach Deutschland. Ersatzmärkte dafür sind einfach nicht zu finden. Daher ist es fast selbstverständlich, wenn Rom mit allen Mitteln für die wirtschaftliche Einheit Deutschlands eintritt.

Aber auch die deutsche politische Einheit liegt einflußreichen italienischen Kreisen am Herzen. Was in Deutschland an extrem föderalistischer und separatistischer Hinsicht unter ausländischen Einflüssen am Werke ist, findet hier stärkste Ablehnung. Überhaupt hatte die Besetzungspraxis aller vier Mächte, soweit Einzelheiten bekannt sind, wenig Anklang gefunden. Ein namhafter Mailänder Journalist äußerte sich nach einer Deutschlandreise: „Seien wir froh, daß wir an dieser Besetzung nicht beteiligt sind“. Eine noch gewichtigere Stimme erhebt sich mit Benedetto Croce. Der greise Philosoph des liberalen Italien veröffentlichte ein Buch „Europa e Germania“ und machte darin weder Deutschland noch das deutsche Volk für das Geschehene verantwortlich. Was unter dem Nationalsozialismus geschah, ist für ihn nur eine Episode im Leben des deutschen Volkes; die ewige Substanz Deutschlands sei durch solche Barbarismen weder berührt noch verändert worden. Und wie Croce sich gegen die These von der Kollektivschuld wendet, so gegen die „Umerziehung“, der er „unvermeidlichen Mißerfolg“ prophezeit. Wenn ein Mann wie Croce, der nie Sympathien für Deutschland gehabt hat, das schreibt, dann handelt es sich nicht mehr um die private Ansicht eines Einzelnen.

Immerhin ist damit zu rechnen, daß ein Mitspracherecht Italiens in der deutschen Frage sich durchaus im Abdämpfen radikaler Lösungen auswirken würde — genau so wie die italienische Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit allen radikalen Lösungen im eigenen Lande von kommunistischer Seite ablehnend gegenübersteht.

„Emigranto“

Der Erfinder des Wortes „Emigranto“ für das von den deutschen Emigranten gesprochene Englisch hat die englische und jede andere Sprache um eine glückliche Vokabel für einen nichts weniger als glücklichen Tatbestand bereichert. Sie steht würdig, mit fast spanisch attrappierter Würde, neben dem französischen „Les Chez-nousists“, womit man in Paris jene Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland bezeichnete, die jeden zweiten Satz mit den Worten zu beginnen pflegten: „Chez nous . . .“ — Bei uns zu Hause . . .

Auch die englische Prägung, die mit höchster Wahrscheinlichkeit von einem Emigranten stammt, meint mehr und anderes als das Sprachliche: nämlich die seelische Labilität, deren Opfer im Immigrationsland die Opfer jeder Emigration zu werden pflegen. Ihre verlorene Sicherheit in der Heimat münzt sich in ein ganzes Heer von Unsicherheiten im Ankunftsland um. Das aber ist zuerst keine Änderung seelischer Währung, sondern bloß ihre Devaluierung vor der Bewährung. Ihre psychologischen Komponenten sind so vielfältig, daß sie im engen Rahmen dieses Berichts nicht erschöpft werden können. Nur eine, allerdings grundlegende, sei genannt: der Flüchtling von mittlerer Statur nimmt das Bewußtsein mit, nicht bloß ein unwillentliches Opfer, sondern auch ein Märtyrer zu sein. Märtyrertum ist aber eine Form des Heroischen, und so schminkt sich dem Emigranten, fast ohne sein Zutun, eine heroische Farbe an, die sein Verhalten, seine Phraseologie und somit seine ganze Figur umfärbt. Darin besteht das seelische „Emigranto“, das den Gastvölkern leicht auf die Nerven geht. Armer Yorick! Er bezahlt die erzwungene Reise ins Ausland mit einem mehr oder minder großen Betrag von Selbstüberschätzung.

Sie wurde in England in einem so ausgezeichneten Witz festgehalten, daß er hier Raum zu finden verdient: Im Internierungslager auf der Isle of Man saß eine Gruppe von Emigranten beisammen und erzählte — natürlich! — von ihrem Leben zu Hause. Da regnete es nur so von Stellungen als Generaldirektor, Großunternehmer, Präsident usw. Nur einer saß stumm dabei und spielte mit einem Schoßhund auf seinen Knien, bis ihn ein anderer fragte: „Na, lieber Freund, nun schießen Sie doch mal los, was Sie zu Hause waren.“ Seine Antwort war: „Ich bin h i e r nichts und war z u H a u s e nichts — aber mein Hündchen, das war zu Hause ein riesengroßer Bernhardiner.“

*

Nun, England und insbesondere London haben für Immigranten einen traditionell „großen Magen“ und wissen sie zu verdauen. Das haben sie, nach der Normanneninvasion, die ja ihrerseits die einheimischen Angelsachsen „verdaute“, oft bewiesen und bewährt: zuerst im Mittelalter an italienischen, niederländischen und deutschen Kaufleuten sowie an flandrisch-wallonischen Handwerkern, dann, im sechzehnten Jahrhundert, an den Hugenotten, im achtzehnten an den Flüchtlingen der französischen Revolution und im neunzehnten an denen der deutschen Freiheitsbewegung und später, bis ins zwanzigste hinein, an den aus dem zaristischen Rußland fliehenden Juden sowie auch, nach 1917, an den Flüchtlingen der bolschewistischen Revolution. Bezeichnend genug ist es, daß jene

Ostjuden die einzigen waren und noch sind, die — in London und anderen englischen Großstädten — nicht nur sich selbst als ethnologische Gruppe, sondern sogar ihre jiddische Sprache erhalten haben (ein Beweis unter vielen dafür, wie schwer Juden ihre Heimat vergessen und wie wenig sie dem immer wieder propagierten Bild wurzelloser „Zigeuner“ entsprechen).

Was nun die Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland anlangt, so haben sie zwar auch ziemlich rasch allerhand Treffpunkte begründet, sind aber keine einheitliche Schicht und überhaupt nichts Einheitliches geworden. Im Gegenteil, sie haben alsbald versucht, was sie schon in Deutschland, der Not gehorchend, gelernt hatten: zu verschwinden. Das ist ihnen heute, nach insgesamt fünfzehn Jahren, auch so gut wie gelungen. Heute sind die nichtjüdischen deutschen Emigranten zum allergrößten Teil entweder schon zurückgekehrt oder in der Rückkehr begriffen. Von den jüdischen ist ein erklecklicher Teil weitergewandert, vor allem nach USA, der (nicht unbeträchtliche) Rest ist vom wirtschaftlichen und geistigen Leben Englands fast ganz aufgesogen. Nach einer Mitteilung im englischen Parlament wurden 1947 im Laufe von zehn Monaten über 15 000 Immigranten eingebürgert; weitere 19 000 Gesuche laufen noch. Aus dem „Emigranto“ ist ein erträgliches, wenn auch nicht akzentfreies Englisch geworden.

Der Vorteil, den die englische Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst aus der Immigration gezogen haben, ist nicht zu unterschätzen. Die sogenannte Leichtindustrie (Kurz- und Glaswaren, Hüte, Puppen usw.) wurde bereichert, das Gastwirtsgewerbe erhielt manche Anregungen, desgleichen die illustrierte Presse, und für die Wissenschaft zählen nicht so sehr die paar bedeutenden Gelehrten und Ärzte als vielmehr das kleine Heer von Assistenten und anderen wissenschaftlichen Hilfsarbeitern sowie von praktischen Ärzten und Zahnärzten. Auch einige deutsche Schauspieler haben ihren Weg auf der englischen Bühne gemacht.

Aber dieses verhältnismäßig gute Ende der Flucht vom Hitler-Kontinent soll nicht über die Schwere des Weges hinwegtäuschen, der zu einer mehr oder minder befriedigenden Arriviertheit geführt hat. Es wäre insbesondere ein Irrtum, zu glauben, daß die Flüchtlinge hier mit offenen Armen aufgenommen worden seien. Das Gegenteil etwa war — durchaus verständlicherweise — der Fall. Aus einem generellen und einem besonderen Grund. Generell nämlich ist der Inselbewohner Ankömmlingen gegenüber viel mißtrauischer als der kontinentale Mensch. Denn die Insel ist nicht bloß durch immerhin wegsame Grenzen oder Grenzgebiete von der Fremde getrennt, sondern durch eine „höhere Macht“, den Ozean. Davon lebt in jedem Inselbewohner, ob nun sein Eiland in der Südsee oder im Nordmeer liegt, ein atavistischer Rest von Abneigung, Mißtrauen und Ablehnung fort. Der besondere, an der Oberfläche liegende Grund für eine gewisse Reserviertheit lag nicht so sehr darin, daß der Engländer aus dem Reserviertsein geradezu eine Lebensform und Lebensanschauung gemacht hat, sondern in der ihm peinlich gegenwärtigen Tatsache, daß die Immigranten Deutsche aus Hitler-Deutschland waren und man nicht sicher sein konnte, ob nicht Fifth Columnists unter ihnen seien.

Sie brachten viel, zuviel und zu ausgesprochen Deutsches mit sich. Und da nun auch noch ihre überwältigende Mehrheit dem Mittelstand angehörte, suchten sie sich sowohl in den Mittelstandsberufen wie auch in den Mittelstandsquartieren der englischen Städte anzusiedeln. Der eingessene Mittelständler aber ist immer und überall unduldsamer als der Mann aus dem Arbeiter- oder dem Groß-

bürger- und Adelsstand. So war denn an allerhand Reibungen und gelegentlichen Entzündungen kein Mangel. Das Energischste und Wirksamste, was dagegen von englischer Seite getan wurde, ging von den Zentralstellen und Einzelmitgliedern, in der Tat vom Geist der Freien Kirchen aus, obwohl auch die Bischöfe der Staatskirche ihren Geistlichen und Gemeinden mit gutem, teilweise vorbildlichem Beispiel vorangingen.

Man darf sagen: den Emigranten wurde, soweit ihnen überhaupt zu helfen war, in der Tat geholfen. Aber der Kampf ging für sie ja darum, ohne Hilfe bald wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Er forderte viele Opfer. Heute spricht man naturgemäß eher von der Minderzahl derer, denen es gelungen ist, aus ihrem Hinauswurf aus Deutschland einen Wurf in England zu machen, als von den vielen, die entweder ganz und gar unter die Räder gekommen oder dauernd auf einen niedrigeren Lebensstand abgesunken sind. Es war ja nicht bloß ein Kampf ums tägliche Brot, sondern einer um wirtschaftliche, soziale und geistige Geltung, und in ihm gab es gewiß eine Anzahl von Einzelsiegen, aber konnte es keinen Kollektivsieg geben. Es war keineswegs die „Rasse“, die ihn verhinderte, sondern die wiederum wahrhaft insulare, beispiellose Geschlossenheit der englischen Volksgemeinschaft. Sie hat die Möglichkeiten der neuen Hinzukömmlinge bestimmt, eingeschränkt und — diszipliniert.

*

Hier stellt sich von selbst die Frage nach dem geistigen Habitus und den kulturellen Ansprüchen der Flüchtlinge. Die Nichtjuden fallen für die Beantwortung dieser Frage kaum ins Gewicht. Sie waren entweder protestantische Geistliche, denen sich die englischen Kirchen und ihre Bildungsanstalten vorbehaltlos öffneten, oder ehemalige republikanische Staats- oder Parteifunktionäre, die auf ihren Gebieten genügend Entfaltungsmöglichkeiten fanden.

Was nun die deutschen Juden in der Emigration betrifft, so dürfen sie für sich in Anspruch nehmen, daß sie, als Ganzes genommen, ihr Gesicht würdig und wohl gewahrt haben. Obwohl sich ihre Eliminierung aus dem deutschen Volkskörper auf $6\frac{1}{2}$ Jahre verteilte, stand doch fast jeder Einzelne unter dem Schock jähler Entwurzelung. Aller Ziel war: Freiheit! Aber die Freiheit, die sie meinten, konnten sie am Ziel unmöglich vorfinden; denn sie meinten, menschlich verständlich, aber zeitpolitisch paradox, irgendeine Art kultureller Freizügigkeit kontinentaler Prägung. Was sie fanden, war: Großbritannien, die Insel, das Angelsächsisch-Keltische, insgesamt: die Fremde. Terror hieß der Schock ihrer Flucht, Horror, nämlich der Horror vacui, der ihrer Ankunft. Sie hatten mit der deutschen Kultur- und Lebenssphäre ihr Lebenselement verloren, dessen Zwangsläufigkeit ihnen vorher nicht immer bewußt geworden war. Es erstreckte sich vom gewohnten Kaffeehausbesuch, verbunden mit der Lektüre unzähliger Zeitungen und Zeitschriften, über Theater-, Konzert- und Vortragsbesuch bis zum Lesen deutscher Literatur jeder Gattung, Qualität und Richtung und, nicht zuletzt, bis zum Spielen einer gesellschaftlichen oder politischen oder mäzenatischen Rolle. Nach einer Tagereise über den Kanal war das alles nicht mehr — versunken, aber um so sehnstichtiger erinnert! Daraus ergab sich eine Notlage, die nach Abhilfe schrie.

Es entstand eine winzige Enklave deutscher Kulturbemühungen, ein Geistesleben in der Nußschale: deutsche Theaterchen, Kabarets, Klubs mit geistiger

Aktivität, ein Volkshochschülchen, Autorengruppen mit Vorlesungen und Diskussionen und ein Bund, die „Free German League“. Über alle diese Unternehmungen ein Urteil zu fällen, bin ich leider nicht zuständig, da ich an ihnen — sei es zum Guten oder Schlechten — keinen Anteil hatte, auch nicht am deutschen „Pen-Club“, der sich hier ebenfalls neu formiert, wenn auch nicht, nach den Berliner Erfahrungen, re-formiert hat. Doch muß ich ein Wort über die im gesprochenen und geschriebenen Wort sehr aktive „Free German League“, nach dem Krieg „Heinrich-Heine-Bund“ genannt, sagen, da sie die repräsentative deutsche Kulturvereinigung gewesen ist. Ich weiß es aus dem Mund eines der Mitbegründer der Liga, war aber auch schon vorher nicht im Zweifel darüber, daß sie eine krypto-kommunistische Gründung war. Trotzdem hat sie ihren Mitgliedern und vielen gelegentlichen oder auch regelmäßigen Besuchern, wie ich von zuverlässigem Hörensagen weiß, viel Anregung und gehobene Unterhaltung geboten. Neben ihr gab es eine Schriftstellergruppe unter Führung Kurt Hillers und eine andere des Dramatikers Rehfisch.

Auch eine Zeitung, zuerst täglich, dann wöchentlich erscheinend, wurde mit Hilfe der englischen Regierung lanciert, die „Deutsche Zeitung“, und die Londoner Gruppe deutscher Sozialdemokraten gab als Monatsschrift die „Sozialistischen Mitteilungen“ heraus, gleicherweise bemerkenswert durch ihren unentwegten Optimismus und schlechten deutschen Stil. Endlich gab und gibt heute noch der ehemalige Berliner Reporter Pem wöchentlich „P. P. B.“ (Pem's Private Bulletins) heraus, die Nachrichten aus der Emigration aller Weltteile und nun auch aus Deutschland bringt.

An Buchliteratur nenne ich je einen Sammelband Hillers und Rehfischs und ihrer Gruppen, der erstere dank Hillers Persönlichkeit scharf profiliert, der letztere trotz seines Titels „In Tyrannos“ ziemlich verwaschen. Ein neues literarisches Talent oder auch nur die Erneuerung eines alten ließ sich nicht entdecken.

*

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die politische Haltung der Emigranten: Sie haben dem deutschen Volk durch wenig mehr als durch die Tatsache ihrer unfreiwilligen Anwesenheit bei den Engländern Abbruch getan, wenn man von ein paar Irrlingen, jüdischen und christlichen, absieht, die Rache und das subalterne Evangelium der Unverbesserlichkeit und Strafwürdigkeit alles und aller Deutschen zu predigen versuchten — und sie haben dem Deutschtum nichts weniger als Unehre gemacht. Denn inmitten einer verirrtten und verwirrten Zeit haben sie für sich eine gute deutsche Tradition aufrechtzuerhalten versucht, mit der die gute jüdisch-kontinentale Tradition im wesentlichen übereinstimmt. Denn die Mendelssohns, Börne und Heine, die Riessers, Simsons und Liebermanns, die Wassermanns, Ehrlichs und Einsteins sind weder vom Himmel nach Deutschland gefallen, noch haben sie umsonst gelebt. Während in Germanien der Antisemitismus blühte und wütete, hat unter den jüdischen Emigranten in England der Antigermanismus weder geblüht noch gewütet. Im Krieg freilich haben die Emigranten ihre zivilen oder militärischen Dienste rückhaltlos der englischen Macht zur Verfügung gestellt. Es war das einzige, was sie für die deutsche und europäische Sache tun konnten. Auf diesem Weg haben sie sich, ganz organisch, dem britischen Reich einverleibt und eine seelische Heimat gefunden.

Humanität der Form in der Kunst

Wir geben den zugleich besonnenen wie leidenschaftlichen Forderungen eines Vertreters der jungen Generation an die schaffenden Künstler gern Raum, weil sie zur Klärung beitragen. Die Redaktion

1. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Das Maß aller Dinge ist menschlich.

2. In der Kunst sind die Ideale der Menschheit interpretiert. Der Künstler erneuert sie ständig aus dem Fundus zeitloser Traditionen für seine Epoche und verbürgt gleichzeitig ihre Fortsetzung ins Zukünftige.

3. Aber das Motiv? Wir müssen die Eigenart der Motive anerkennen. Wo blieben beispielsweise in einer Landschaft die Ideale der Menschheit? Bei aller Eigenständigkeit des Motivs: es wird von menschlichen Sinnen erfaßt. Der Künstler bleibt der Repräsentant der Ideale der Menschheit bei allem Tun und Lassen. Er beseelt die von ihm gemalte Landschaft, er teilt ihr seine Empfindungen mit, seine Gedanken schwingen in der Linie ihres Horizontes, seine Gefühle verteilen sich in ihrem Licht und Schatten. Er gibt dem Sujet seine Gestalt, menschliche Gestalt. Man betrachte die Windmühle des Ruysdael oder die Italienische Landschaft des Corot oder die Toteninsel Böcklins oder die Meerfahrt C. D. Friedrichs. Das sind in landschaftlichen Motiven gestaltete menschliche Empfindungen. Die Humanität der Form in der Kunst ist eine Gesetzmäßigkeit, die auf menschlicher Wahrheit und Würde beruht. (Unter Würde möchte ich das Konkrete und Abstrakte des Schönen und Guten zusammenfassen, da uns weder das Schöne noch das Gute mehr zum einzelnen künstlerischen Kriterium dienen kann.) Der Mensch ist das Maß aller Dinge.

4. Aber die Darstellung des Häßlichen? Die Darstellung eines Verbrechens? Keine Wahrheit ist häßlich, sie kann höchstens erbarmungslos sein. Aber es gibt eine grauenvolle, beängstigende, abschreckende Wirklichkeit. Der Künstler deckt ihre Wahrheit auf, indem er sie gestaltet. Die Wahrheit in der Kunst ist in der Vernunft, die Wirklichkeit der Kunst in den Sinnen; in der Humanität des Gestalters vereinigen sie sich und treten in Erscheinung.

Die Darstellung eines Verbrechens liegt im moralischen Aufgabenfeld der Kunst, seine Verherrlichung ist eine kriminelle Tat. Der Künstler bleibt gebunden in chronistische Objektivität oder aber an die Verpflichtung zur Parteinahme für das sittliche Gesetz.

Die Darstellung des Häßlichen ist unausweichliches Amt des Künstlers, seine Verherrlichung ist eine Perversion. Beispiele: Goyas „Schrecken des Krieges“ stellen Verbrechen dar, sie sind grauenvoll, aber wahr. Dagegen sind die meisten Kriegsdarstellungen der neuesten Zeit, wie sie das breite Kunstpublikum (aller Völker) anerkennt, nationalistisch und heroisch phrasiert. Ihre Hersteller sind nicht nur Lügner, sondern kriminelle Verbrecher. Sie sind durch ihre Kriegsverherrlichungen vor dem Gesetz der Menschlichkeit der Anstiftung und der Beihilfe zum Mord und zahlreicher anderer Gewaltverbrechen schuldig.

Franz Hals' Bildnis der Säuerin Hille Bobbe ist häßlich, aber wahr. Das ganz auf das Häßliche der Wirklichkeit gerichtete Werk der Käthe Kollwitz ist groß durch seine Wahrheit und moralische Konsequenz. Dagegen hat Christian Rohlf's (neben anderen Expressionisten mit mangelndem humanistischem Bewußtsein) auf seinem „Frauenbildnis“ die Häßlichkeit phrasiert, so daß sie weder wirklich noch wahr ist. Diese „Romantik“ des Häßlichen ist eine künstlerische Perversion (die wir jedoch nicht als „kunstlos“ bezeichnen wollen). Das Maß aller Dinge ist menschlich.

5. Christian Rohlf's? Aber er war doch einer der Verfolgten unter der Tyrannei? Ein neuerlicher Bannfluch also gegen die sogenannte „Entartete Kunst“?

Der Begriff einer „Entarteten Kunst“ ist ein Unsinn. Jede große und echte Kunst erhebt sich über alle Beschränkungen von Nation und Rasse, „sie gehört wie alles Hohe und Gute der ganzen Welt an“, wie Goethe sagte. Die Ideale der Wahrheit und Würde — sie sind die Pole jeder künstlerischen Gestaltung — gelten über den gesamten abendländischen Kulturkreis gleich, und sie gelten ebensogut in anderen Kulturkreisen, da sie ethischen Grundwert haben; nur ihr Vordergrund, die Wirklichkeit, ist in äußeren Fakten variiert. Kunst und Rasse? Wer malte die deutschesten Bilder inmitten der sogenannten „Entartung der Kunst?“ Es war Max Liebermann, den man 1933 als Juden von seinem Posten als Präsident der deutschen Akademie der Künste enthob, Max Liebermann, der, ohne von entarteter Kunst zu sprechen, den abstrakten Modernen die Aufnahme in die Sezession verweigerte.

Der Expressionismus und die nach ihm eruptiv auftretenden Ismen waren verlorene Kunst in dem Augenblick, als ihnen die Humanität der Form abhanden kam. Bestritten wird nicht die künstlerische Gesinnung dieser verschiedenen Richtungen und ihrer Träger, aber diese verpulverte sich an Darstellungsprinzipien und Farbenexperimente. Der Mensch kam ihr aus dem Blickfeld, also ging ihr das Maß verloren. Die Kontur löste sich auf, der künstlerische Individualismus schoß ins Groteske. Ich-Masse wurde der Wir-Natur aufgezungen, so verschob sich das Welt-Bild, geriet durcheinander, zerfiel zum Chaos.

6. Die Entstehung des Expressionismus hatte reine, zielsichere Motive, sein Ende war maßlose Verirrung und Verwirrung. Im Anfang stand die Entdeckung der seelischen Dynamik der Sujets durch van Gogh. Das wies auf das Wesentliche des Bildes hin, auf den Ausdruck der Seele seines Gegenstandes durch die gestaltende Seele des Künstlers. Cézanne überwand die Vertüpfelung des Impressionismus durch die Betonung der Konjur. Gauguin entdeckte in der Südsee die Einfachheit der Formen- und Flächensprache — so weit war sie für Europa verloren. Edvard Munch schließlich erweiterte die Darstellung von Situationen und Stimmungen ins Psychologische, er fand eine ganz eigene Psychologie der Komposition, der Linien, Flächen und nicht zuletzt des Materials. Diese Entwicklung brachte ihre Gewinne, sie war gut für die Erweiterung der Ausdrucksmittel ganzen Wesens. Aber sie wurde schließlich vom künstlerischen Subjektivismus usurpiert, ihre fruchtbaren Ergebnisse wurden von Denk- und Sehfehlern, entstanden aus emphatischem Egozentrismus

mus, aufgehoben oder verzerrt. Ich erwähne nur jenen typischen Denkfehler des Franz Marc und seiner Freunde Campendonck und Madke, die die Wirklichkeit aus dem Geiste heraus gestalten wollten. (Sie ist in den Sinnen und muß in den Geist hinein gestaltet werden.) Auch Fähigkeitslosigkeit und Marktschreiertum schlichen sich ein. Die am Symbolismus Mallarmés erkrankten Literaten bemächtigten sich der Führung und deuteten Sinn in die Sinnlosigkeit hinein, fälschten stammelnde Experimente zu Offenbarungen um. Man verglich Kirchner ernsthaft mit Dürer, man schrieb, daß bei Nolde, Beckmann und Kokoschka, die eben die Humanität der Form gänzlich verloren hatten, „das Göttliche sich in leiblicher Gestalt“ zeige. Wer sollte an diese „Götter“ glauben? Veraffung und Gesichtslosigkeit, geometrische Vierteilung und karierte Phantasmagorie, das waren ihre „göttlichen“ Merkmale. Also kam man auf den nordischen Übermenschen, an den zu glauben noch jedes Philisterherz genügend Schwung fand. So entstand der Begriff der „Entarteten Kunst“. Aber: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.“

7. Also hätte der Künstler kein Recht, selbständig zu denken? Er hätte kein Recht, nach Belieben zu experimentieren? Das Recht auf seine künstlerische Freiheit soll nicht eingeschränkt werden, er hat im Gegenteil die Pflicht zu geistiger Selbständigkeit und zum experimentiellen Vorstoß. Er soll seine Mittel gründlich kennenlernen, er soll sie ausprobieren und zu vermehren trachten, er soll ihre und seine Grenzen ertasten und übertasten. Nur hat er nicht das Recht, sein mißlungenes Experiment als neuestens erreichte Vollkommenheit auszurufen. Er hat nicht das Recht, sich und sein Werk außerhalb jeglicher sittlich-begrifflicher Ordnung zu stellen. Sein Anspruch auf das Interesse der Mitmenschheit fordert naturgemäß ein Urteil heraus, das er annehmen, es fordert eine Stellungnahme heraus, mit der er sich beschäftigen muß. Es gilt nicht, wenn einer der publizistischen Wegbereiter moderner Kunst, der alle ihre Irrtümer mitmachte, sagte: „Der deutsche Normalmensch ist ein Kretin, der der Nation nicht die Wege zu weisen hat.“ (Er wird sich, da er dieses liest, bei Ehrlichkeit heute genau so ungern daran erinnern wie zu Zeiten der Tyrannis.) Die Freiheit des Künstlers darf nicht in Anmaßung auswachsen. Hätten die Modernen gesagt: Wir sind Suchende, und was wir euch zeigen, sind Stationen unseres Weges und unserer Irrtümer, nichts wäre dagegen einzuwenden gewesen. Aber der Anspruch, mit seinem Versuch schon ein Fortschritt sein zu wollen, war von Übel. Er mußte Widerspruch statt Anteilnahme auslösen. Konnte z. B. ein Arbeiter vor einem der „Arbeiterbilder“ Kurt Schwitters', die aus Farb- und Flächenspielereien, eingearbeiteten Drahtgeflechten, aufgeklebten Papierfetzen und ähnlichem Unsinn bestanden, erkennen: Das bin ich? Oder: Das soll ich sein? Hier begann der künstlerische Nihilismus, der in seiner Folge das Chaos oder eine Reaktion der Vernunft erzeugen mußte. Die Reaktion erfolgte und wurde in ihren Keimen von den Zwingherren der Tyrannis geschickt für ihre Zwecke, nämlich die gänzliche Unterordnung der Kunst unter Staatszwecke, ihre Herabsetzung zum bloßen Propagandainstrument ausgenutzt.

Die Kunst ist niemandes Sklave, aber sie steht unter dem moralischen Gesetz, in dem auch die Ideale der Wahrheit und Würde postuliert sind. Ihre Auf-

gabe ist eine moralische, keine nur künstlerische, sie zielt auf die Kultivierung des „Normalmenschen“. Der öffentliche Geschmack ist ein Ausdrucksmittel der öffentlichen Moral. (Er ist nicht zu verwechseln mit der primitiven ungebildeten Impression, die sich in Urteilen eines beschränkten Horizontes formuliert.) Selbstredend kann dem öffentlichen Geschmack nicht produktive Bedeutung zugestanden werden, er erschöpft sich in einer rein korrektiven Einflußnahme. Ein solches Korrektiv sozialer Bedingtheit aber ist unentbehrlich für den Künstler, wenn auch nicht unbedingt verpflichtend. Unbedingt verpflichtend für ihn ist „das moralische Gesetz in mir“ (Kant), dessen er sich bei der Zielsetzung seines Werkes bewußt sein muß.

8. Gegen das Können der als „entartet“ Verdammten sollen keine allgemeinen Einwände erhoben werden. Es muß anerkannt werden, daß z. B. Nolde ein elementares „Herbstmeer“ gemalt hat, das wie ohne Gegenstand erscheint und dennoch wirklich wie das Meer im Herbststurm ist. Es muß anerkannt werden, daß es z. B. dem Farbträumer Marc wie selten jemandem gelang, die Seele des Tieres mit dem Pinsel einzufangen. Sein „Tiger“, seine „Rehe“ bleiben gültig, der Kubismus dieser Bilder ist als Eigentümlichkeit der Licht- und Schattenverteilung durchaus hinzunehmen. Es muß anerkannt werden, daß der abstrakten Malerei psychologische Offenbarungen der Materie und subjektive Stimmungsanalysen geglückt sind, die künstlerisches Neuland entdeckten. Dort aber, wo die Gestalt des Menschen abstrahiert wurde, ging allemal die Humanität der Form in Verlust. Der künstlerische Wurf über die ethische Umgrenzung menschlicher Darstellung traf ins Chaos. Die Scheidewand zwischen Freiheit und Willkür fiel. (Freiheit war, wenn Michelangelo z. B. die Körpermaße seiner menschlichen Plastiken in ein anatomisch nicht vertretbares Verhältnis brachte, um die künstlerische Wirkung zu erhöhen. Willkür aber war, wenn Archipenko z. B. die menschliche Gestalt völlig enthumanisierte und zum bloßen Objekt starrer geometrischer Regeln herabwürdigte, denen sie niemals unterworfen sein konnte.)

9. Das Gegenbeispiel eines modernen Künstlers, der die Humanität der Form bei allem Bestreben zu neuem künstlerischen Ausdruck wahrte: Ernst Barlach. In seinen Plastiken leben Gott und Tier beieinander, und siehe: das ist ein Mensch. Stofflichkeit und Vision, diese scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze, sind bei Barlach gebunden. Freilich muß die Unlust, die uns bei der Betrachtung unserer irdischen Wirklichkeit überkommen will, aus dem Rationalen heraus gebannt werden. Barlach hat sich nicht gescheut, diese chthonische Wirklichkeit künstlerisch zu gestalten, das brachte ihm die Verfemung der Philister ein. Wählen wir zur Betrachtung seine Holzplastik „Der Ekstater“. Wir empfinden: So sind wir, so schwer hängt uns das Gewicht der Erde an, so unvernünftig bleibt unsere Begeisterung. Und wir empfinden: Aber wir müssen fliegen lernen, wir müssen über unser Erdgewicht hinauskommen, wir müssen das Blockhafte unseres Urwuchses überwachsen. Barlach zeigt uns die chthonische Wirklichkeit und lehrt uns die Sehnsucht. Der Himmel des Ostens drückte den Flug seiner Visionen, aber es blieb ihnen der Horizont gewiß, wo eine Vollkommenheit verheißen ist. Erkenntnis unserer Menschlichkeit und Begeisterung zum Menschentum gehören gemein-

sam zur Humanität als Weltanschauung. Barlach gestaltete die untere Hälfte unserer Existenz (während z. B. Rodin die obere gestaltete), er gab ihr Gestalt, d. h. menschliche Wahrheit.

10. Wir erwähnten die Zweiteilung unserer Existenz, unsere Füße haften an der Erde, unser Kopf ragt in den Himmel. Diese Zweiteilung geht durch unser ganzes Wesen, unsre chthonische und unsre ätherische Wirklichkeit begrenzen einander. Die Griechen traten für eine krasse Teilung ein, ihre Kunst stellte Helden und Satyrn dar, eine Vermischung gab es nicht. Aber ob Helden oder Satyrn, beiden war gemeinsam das „sittliche Kostüm“ (Herder), wir wollen heute sagen: die Humanität der Form. Wir Gegenwärtigen sind zu weiterem Selbsterkennen gelangt, die plumpe Teilung genügt unserer differenzierten Menschlichkeit nicht mehr. Wir bejahen am Kunstwerk die Wirkung der Erkenntnis und der Begeisterung, des Anstoßes und des Genusses. Das sind wir, und das sollen wir sein, so unterscheiden wir am Kunstwerk, und so können der „Ekstatiker“ von Barlach und Rodins „Johannes“ nebeneinanderstehen. Sie stehen an den beiden Polen des humanistischen Bewußtseins, dem chthonischen und dem ätherischen, das der Künstler als Menschengestalter haben muß.

11. Fassen wir zusammen: Der modernen Kunst, wie man sie jetzt wieder aus Pietätsgründen auszugraben versucht, fehlte das humanistische Bewußtsein. Sie wurde deshalb schuldig der Zerstörung des menschlichen Antlitzes, sie wurde schuldig des Verlustes der Humanität der Form. Sie hat damit unbewußt Vorschub geleistet der Heraufkunft der Barbarei. Das ist kein Schuldspruch cum infamia, sondern ein Versuch, Einsicht zu schaffen in die Fehler der Vergangenheit, die sich nicht wiederholen dürfen. Es ist Tatsache, daß eine Bindung an „Blut und Boden“ nicht möglich gewesen wäre, wenn die Humanität als künstlerisches Ideal nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt worden wäre. Die von den Umstürzern erzeugte Ratlosigkeit des gebildeten Geschmacks und die dem Kitschhaften verhafteten Massensentiments ermöglichten in erzwungener unnatürlicher Brüderschaft die Staatskunst des Dritten Reiches. Lehmbruck, Archipenko, Hoffmann, Freundlich u. a. sind indirekte Förderer Arno Brekers gewesen. Ihre unerträglichen Kunstexperimente lehrten die Seelenlosigkeit des Monumentalkultes ertragen.

12. Was also müssen wir von der Kunst der Gegenwart und Zukunft verlangen? Die Wiederherstellung der Humanität der Form, vor allem die Ordnung und Gestaltgebung unserer Zeit und ihres Welt-Bildes, nicht Idealisierung, aber Ideale. Es wäre zu wünschen, daß die heute noch an alten „modernen“ Dogmen festhaltenden Künstler das Bekenntnis des ehemals expressionistischen Dichters Johannes R. Bechers überlegten und unterschrieben, ehe sie Pinsel und Meißel wieder in die Hand nehmen: „Wir alle sind von uns selbst abgefallen“, und daß sie sich von dem Gewandelten belehren ließen: „Rühme das Wunder der Schöpfung in Menschengestalt“. Es ist keine Schande, einen Irrtum zu berichtigen. Daß sich die Repräsentativen der Neuerer (die ernsthaften: die Neuerer aus Sensationsmache haben stagniert) sich ihres Irrweges längst bewußt geworden sind, zeigt ihre Entwicklung — zum Teil schon vor 1933. Dix, Hofer, Felixmüller, Beckmann, Schmidt-Rottluff u. a. haben zum

Gegenstand zurückgefunden. Die neue Sachlichkeit war nicht Folge des Expressionismus, sie war Reaktion. Die Heimkehr zum Gegenstand war der erste Schritt zur Rekonvaleszenz, das Wiedererwachen des humanistischen Gewissens. Und Picasso, der reine Triebkünstler, malt wohl abstrakt, zeigt aber gleichzeitig merkwürdige Durchbrüche eines verdeckten humanistischen Bewußtseins, wie z. B. mit den aus reiner Klassizität der Linie heraus geborenen „Drei Grazien“. Der Künstler muß sicher in jener Menschlichkeit sein, um der Verführung des Unwirklichen zu entgehen. Er muß vermeiden sowohl die Karikatur in die Idealität — siehe den nach 1933 hochgelobten „Rächer“ von Arno Breker — als auch die Karikatur ins Pervertierte — siehe die vor 1933 hochgelobte Plastik „Joseph und Potiphar“ von Hoffmann (früher Städtisches Museum Dresden). Er muß ebensowohl vermeiden die Karikatur ins Abstrakte — siehe die vor 1933 hochgelobten „Bäume“ Paul Klees, der mit Farben und Linien zu musizieren versuchte, statt am Klavier — als auch die Karikatur ins Banale — siehe die nach 1933 hochgelobte „Abendlandschaft“ von von Richterhofen. (Diese Vergleiche wollen ohne jegliche ideologische Ressentiments verstanden werden.)

Die freiheitliche Lebensform, die der Humanismus erstrebt, hat kein Verständnis für jenes alte Gesetz der Spartaner, das die Nachahmung ins Schönerer befahl und jede Nachahmung ins Häßlicherer verbot. Wir verlangen nur die Wahrheit, wie sie dem menschlichen Gefühl entspricht. Abstrakt oder gegenständlich, es ist für beides Raum. Nur sollte niemals wieder unter fünf durcheinandergemischten Rechtecken eine Unterschrift stehen wie „Adam und Eva im Paradiese“ oder „Männliches Profil“ oder „Madonna mit Kind“. (Ganz persönlich möchte ich hinzufügen, daß ich ein Bild, das unbedingt auf eine Unterschrift angewiesen ist, nur mit größtem Mißtrauen betrachten kann, denn die Kunst — ich folge darin dem Kulturbauern Leo Tolstoi — soll uns das Unverständliche verständlich und nicht das Verständliche unverständlich machen.) Jedes Bild ist ein Weltbild, und wir wollen uns in seine Ordnung stellen können. Der Endzweck der Kunst liegt nicht im Vergnügen des Betrachters, nicht im Belieben des Künstlers, sondern für beide im Moralischen. Also bedenke der Künstler die Wirkung seines Werkes, so daß er sie verantworten kann vor seinem menschlichen Gewissen und dem Gewissen der Menschheit. Der Streit der verschiedenen Kunstprinzipien untereinander bleibe stets nur von internem Belang. Es ist für die Menschheit gleichgültig, daß ein El Greco einen Michelangelo, ein Ingres einen Delacroix*, ein Cézanne einen Gauguin, ein Liebermann einen Marc, starrsinnig seine eigene Manier behauptend, für durchaus untalentierte hielt. Um die Begriffe von Wahrheit und Schönheit soll gerungen werden, ihre Grundwerte stehen ethisch fest. Nicht gleichgültig für die Menschheit ist der Charakter eines Werkes, da er Einfluß nimmt auf die Bildung ihres Charakters: der Kultur. Dieser Charakter muß von Humanität geprägt sein, um Humanität zu prägen. Der das Theater von der Schaubude zur moralischen Anstalt erhob, Friedrich Schiller, ruft dem Künstler aller Zeiten und Breiten zu: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. — Bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“

13. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Das Maß aller Dinge ist menschlich.

Ernst Wiechert

Wir haben uns leider daran gewöhnt, das gesamte geistige Leben der Gegenwart, etwa der letzten dreißig Jahre, allzu sehr unter dem Blickwinkel des „Dritten Reiches“ und seiner zerstörenden Wirkung zu betrachten. Auch Ernst Wiechert ist es deshalb nicht erspart geblieben, als Dichter des Deutschen Widerstandes etikettiert zu werden, da Etikettierung und Schablonisierung menschlicher Persönlichkeiten eine bekannte deutsche Eigentümlichkeit ist. Wie bezeichnend indessen Wiecherts mannhafter Widerstand gegen die blutige Narrheit des Hitlertums auch sein mag, wie sehr auch seine verschiedenen „Reden an die deutsche Jugend“ zur Geschichte des deutschen Abwehrkampfes gehören, wie gewaltig sich im „Brennenden Dornbusch“ (1946), in der „Totenmesse“ (1946) und im „Totenwald“ das ganze Grauen einer von höllischen Dämonen gepeitschten Epoche dichterisch konzentriert haben mag: Ernst Wiecherts Persönlichkeit ist zu reich, zu problematisch, zu widerspruchsvoll, als daß sie nur unter dem Gesichtspunkt seines Kampfes gegen das Hitlertum begriffen werden könnte, und selbst die meisten seiner Leser, die ihn vor allem als den Dichter des „Einfachen Lebens“ lieben, beurteilen ihn nicht richtig, wenn sie ihn vorwiegend als den Träger konservativer Werte und Verkörperer seelischer Harmonie betrachten.

Die Anfänge Wiecherts, die bis in den ersten Weltkrieg zurückgehen, zeigen uns nämlich den Dichter keineswegs als Konservativen, sondern als Rebellen gegen die damals herrschenden Werte, gegen den optimistischen Fortschrittsglauben einer saturierten Epoche, gegen die sich bereits damals in drohender Weise ankündigende Vermassung der Menschheit, gegen die Unterdrückung und Aushöhlung der freien Einzelpersönlichkeit. Seine ersten Bücher „Die Flucht“ (1913) und „Die blauen Schwingen“ (1917) sind ganz aus dem Geiste einer Epoche heraus geboren, in welcher das kommende Unheil einer Atomisierung und Mechanisierung der menschlichen Gesellschaft vorausgeahnt und Nietzsches „Letzter Mensch“ zu einem Schreckgespenst besonders der Jugend wurde. Der junge Dichter flieht aus einer ihn tief enttäuschenden Gegenwart mit ihrem reglementierten Gewinnstreben, ihrem seelentötenden Materialismus, ihrer mechanischen Gleichmacherei in eine romantisierte altdeutsche Vergangenheit zurück und sucht Heil und Rettung allein in einer weltabgewendeten Kunst. Zum entscheidenden Erlebnis seines Daseins aber wird Wiechert, der sich damals durchaus im Sinne des ihn stark beeinflussenden Nietzsche als Dekadent fühlt, der Weltkrieg, dem gegenüber er eine höchst bezeichnende Stellung einnimmt. Während Ernst Jünger den Krieg als die höchste Form der Totalisierung des Lebens, der Auslöschung des Individuums mit düsterem Enthusiasmus bejaht und das „Fronterlebnis“ als den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens empfindet, lehnt Wiechert zwar die Entpersönlichung des Einzelnen und sein Aufgehen im Rhythmus der Marschkolonne, die hernach das Lebenselement des „Dritten Reiches“ wurde, entschieden ab, verliert sich indessen in dem Gedanken des Opfers, der in seiner ganzen späteren Gedankenwelt eine entscheidende Rolle zu spielen berufen ist. Das Leiden und Sterben des unbekannten grauen Sol-

daten, das bei anderen Autoren des Weltkrieges, wie bei Beumelburg im Nationalen, bei Remarque im Trivialen stecken bleibt, wird bei Wiechert auf eine allgemein menschliche Ebene erhoben und mit mystischem Glanz umkleidet. Der Soldat opfert sich für das Leben der Menschheit selbst, für das dieses Leben am reinsten verkörpernde Element der Mütterlichkeit, und der Dichter ruft den Müttern die ergreifenden Worte zu: „Wenn ich falle, dann falle ich nicht für das Vaterland und den Kaiser oder eine Idee, sondern für dich. Alle, die draussen sterben, sterben für ihre Mütter. — Nicht, daß das Heldische bleibe, das Männliche oder das Furchtlose, sondern daß das Mütterliche bleibe. Es gibt keine Ewigkeit ohne die Mütter.“ Diese Hinwendung zum Mütterlichen, zur Erde, zu „Blut und Boden“, spielt auch in den nach Beendigung des Weltkrieges folgenden Werken Wiecherts eine erhebliche Rolle. Die Absage an eine zivilisatorische, von der Macht des Verstandes beherrschte Welt klingt im „Totenwolf“ (1922) durch, wo Wolf Wiedensahl von seiner Großmutter aus-ersehen wird, aus den Kräften von „Blut und Boden“ (die fatale Formulierung ist fast unvermeidbar) die Welt zu erneuern, während im „Wald“ der Held des Buches die alten Götter der jungfräulichen Erde gegen den heraufkommen- den Liberalismus und die Aufklärung zu verteidigen sucht.

So erscheint Wiechert in seinen Anfängen als ein geistiger Revolutionär, als ein Kämpfer gegen alte und leer gewordene Werte, als ein Ringender um eine neue, bessere, von der Macht der Seele, nicht des Verstandes her aufzubauende Welt. Aber seine Helden scheitern in dem Kampf, und sie finden das gesuchte Neuland so wenig, wie es der größte aller Suchenden, der geistige Beherrscher dieser Epoche, Friedrich Nietzsche, gefunden hat. Auch der „Knecht Gottes“, Andreas Nyland (1925/26), der als eine Art anderer Emanuel Quint nach einem undogmatischen, persönlichen, man würde heute sagen: existenzialistischen Christentum sucht, findet es nicht und muß bekennen, daß er noch nicht reif für seine Werke geworden ist, daß er „noch nicht in der Wüste, im großen Schweigen gewesen ist“. Aus den Werken Wiecherts, die dieser Periode entstammen, spricht eine leidenschaftliche innere Unrast, ein Nihilismus im Sinne Nietzsches, der alle überkommenen Werte in Frage stellt und den er selbst in der Vorrede zu dem Novellenband „Der silberne Wagen“ zusammenfaßt: „In allen diesen Geschichten ist nichts als die Erschütterung des Lebens — jedesmal wird ein Sicheres und unbedingt Seiendes aufgebrochen und zertrümmert, tritt das Große und Einmalige ein, das Sterben und die Wiedergeburt, der neue Mensch, der Durchbruch in die Gnade oder das Verströmen in den Tod.“ Aus diesem Sturm und Drang, der ihn freilich, wie wir noch sehen werden, niemals ganz verlassen hat, erhebt sich Wiechert nun im Anfange der dreißiger Jahre zu jener seelischen Beruhigung und Klärung, die seine schönsten und reinsten Bücher hat reifen lassen: „Die Magd des Jürgen Doscocil“, „Die Majorin“ (1933) und endlich das Buch, als dessen Dichter Wiechert sich wohl die Herzen seiner meisten Leser gewonnen hat: „Das einfache Leben“, das, 1939 auf dem Höhepunkt der Hitlerischen Raserei erschienen, wie ein Klang aus einer versunkenen, vom Lärm der Trommeln und Trompeten übergelten Welt der Einsamkeit, der Besinnlichkeit wirkt. Die deutsche Sehnsucht nach der Natur, nach den Wäldern Stifters und Eichendorffs, nach dem großen Schweigen, nach seelischem Frieden, fand hier eine Erfüllung, gerade als der Hitlerkrieg mit dem äußeren auch das innere Leben des deutschen Volkes zu zerstören

begann. Eine Wirkung, die noch durch die Tatsache verstärkt wurde, daß es der Verfasser der mutigen „Rede an die deutsche Jugend“ war, der hier zur Selbstbesinnung, zur innerlichen Einkehr aufrief und so in schweigender Würde der Tyrannei einen stärkeren Damm entgegenstellte, als es jede direkte Aktion vermocht hätte. Mit Recht witterten die braunen Machthaber in Wiechert, dessen Rede an die Jugend bereits ihren Argwohn erregt hatte, einen gefährlichen Widersacher und verhafteten ihn. Wenn er nach kurzem Aufenthalt im Lager Buchenwald, dem wir den erschütternden Erlebnisbericht „Totenwald“ verdanken, wieder freigelassen wurde, so geschah das vor allem aus der Erkenntnis des gewitzigten Propagandaministers heraus, daß man auf die öffentliche Meinung selbst in totalitären Staaten eine gewisse Rücksicht nehmen müsse.

Alle die dichterischen Strömungen, die wir in den reichen und vielfältigen Werken Wiecherts vom Nietzscheum, von einer germanisch-heidnischen Renaissance, von einem leidenschaftlichen Antiliberalismus bis zum harmonischen Seelenfrieden des „einfachen Lebens“ beobachten konnten, sind nun in seinem großangelegten Roman „Die Jerominkinder“ (Verlag Kurt Desch, München, Band I und II) zu einem mächtigen Ganzen zusammengeschlossen. Der Roman spielt in Wiecherts Heimat, dem einstigen Ostpreußen. Der Held, um den herum sich eine fast verwirrende Fülle von Einzelfiguren bewegt, ist ein junger Mann aus bauerlichem Geschlecht, der aus der Einsamkeit des Waldes früh in die Welt geworfen wird, wo er sich, immer wieder neue Kraft aus dem Boden der mütterlichen Erde schöpfend und fest in ihr verwurzelt, tapfer behauptet, um schließlich als Landarzt in sein Dorf Sowirog zurückzukehren. Er hat in allen Irrungen und Wirrungen des Lebens die tätige Menschenliebe, den Willen zu helfen und zu retten, als den bleibenden Pol erkannt. Er lehnt Berufungen an Universitätskliniken, die ihm sein hervorragendes fachliches Können einträgt, ohne viel Besinnen ab. Der Geist seines Großvaters und seines Vaters, die beide in einer Art unerschütterlicher Naturreligion und in fester Verwurzelung in den Kräften des heimatlichen Bodens dahinlebten, lebt auch in ihm, so sehr er vom Zweifel und der Unruhe der Gegenwart hin und her getrieben wird. Die Typen des Großvaters, der mit einer geheimnisvollen Sehergabe ausgestattet ist, und des Vaters, eines Fischers und Köhlers, der sein Leben in stiller Pflichterfüllung hinbringt und nach dem Worte des Propheten Jesaias dahin zu wirken sucht, daß „Gerechtigkeit auf dem Acker hause“, erscheinen uns bekannt und vertraut, wie denn Anklänge in den ethischen Tendenzen an Frenssens „Hilligengei“ unverkennbar sind, von der geistigen Ahnherrschaft Wilhelm Raabes zu schweigen. Jons, dem sein Vater als zweiten den bezeichnenden Namen Ehrenreich verliehen hat, wird nun — und darin liegt wohl die Haupttendenz des Ganzen, die freilich in eine Fülle menschlichen Geschehens eingebettet ist und besonders im ersten, mit größter dichterischer Kraft gestalteten Bande weniger hervortritt — durch das Leben zu der Erkenntnis geführt, daß es nicht auf ethische Ideale, sondern auf die Bewährung durch die Tat ankomme. Die Gerechtigkeit auf dem Acker verschwand langsam vor seinen ernsten Augen. Das Brot in der Hand und das Feuer im Herd schienen ihm nun wichtiger als alle Gerechtigkeit, aber er sah nicht ganz, daß sie ja ein Teil dieser Gerechtigkeit waren wie vor tausend Jahren schon. Er war noch nicht alt genug, um zu wissen, daß alle großen Ideen aus kleinen Wirklichkeiten entspringen und daß derjenige, der den Armen ein Stück Brot gab, nicht weniger war als

der, der aus vielen Stücken Brot die Idee der Gerechtigkeit zusammensetzte. Er wollte noch das Unendliche, und erst viel später konnte er erkennen, daß das Endliche zu tun nicht geringer war, als das Unendliche zu träumen. Ja, daß es für alle Sowirogs auf der Erde das Wichtigere war. Und der vom Dichter mit viel Liebe gezeichnete adlige Gutsbesitzer, Herr von Balk, unterstreicht diese Erkenntnis noch mit den Worten: „Laß es sein, Jons, mit der großen Gerechtigkeit. Habe immer gedacht, daß ein Bauer mit dreißig Morgen, der seinen Mist ordentlich ausführt, mehr Gerechtigkeit bringt als der Prophet Jesaias. Immer so gewesen. Die Hand ist mehr als der Mund.“ Es ist eine dichterisch gestaltete Philosophie der Art, wie sie Tolstoi in dem berühmten Ausspruch zusammengefaßt hat, der Bauernjunge Fedja stehe moralisch höher als Faust, weil er nützliche Arbeit tue, dieser dagegen nichts. Wir kennen diese Melodie nicht nur aus Gustav Frenssens „Blut und Boden“-Büchern mit ihren leidenschaftlichen Absagen an alles Metaphysische, an den Geist, an die Idee —, wir kennen sie auch aus einer anderen Literatur, die wir aus Gründen des Geschmackes nicht in einem Atem mit Ernst Wiecherts unbeflecktem Namen nennen wollen.

Überwiegt in dem ersten umfänglichen Bande noch die Freude des Dichters an den Menschen seines Dorfes Sowirog, die er mit so sicherer Hand hinzustellen weiß, daß unsere Herzen mitschwingen, wenngleich unser Geist unbefriedigt bleibt, so tritt im zweiten Bande die Tendenz deutlicher und befremdender hervor, obwohl auch hier die dichterische Qualität in der Darstellung, besonders der passiven Resistenz aller Bewohner des Dorfes Sowirog gegen den braunen Terror, nicht zu verkennen ist. Es ist der „neue“ brüderliche Mensch, den Wiechert nicht nur in seinem Helden Jons Ehrenreich, sondern mehr oder minder in allen Figuren seines umfangreichen Romanwerkes darzustellen versucht, und zwar ein Mensch, der sich bewußt — weit bewußter und tiefer als es zum Beispiel bei Frenssen geschieht — vom Christentum abgekehrt hat und einen Ersatz für dasselbe in tätiger Hilfsbereitschaft für seine Mitmenschen findet. Das ist neben Jons selbst der uralte Großvater, der mit den Mächten der Natur in einem geheimnisvollen Bunde steht, der Vater, der die „Gerechtigkeit auf dem Acker“ sucht, ohne sie zu finden, bis er endlich im ersten Weltkrieg in Frankreich fällt, da ist der nachdenkliche, melancholische und milde Student Jumbo, der für den jungen Jons geradezu der Führer zu einem antichristlichen Humanismus wird und den der Dichter zu einem bevorzugten Sprecher seiner Weltanschauung macht, da ist der trinkende, leidenschaftliche Pfarrer, der sein geistliches Gewand ablegt und sich mit einer fremden Frau in die Einsamkeit zurückzieht, um dort Tag und Nacht mit dem grausamen Gott zu hadern, der Kinder an Diphtherie sterben läßt, da ist der milde, gütige Superintendent, der schwärmerische Theologe Tobias im Schützengraben, der die Worte der Bergpredigt über die Trichterfelder dahinspricht, da ist der fast an Stifter gemahnende alte Lehrer Stilling — sie alle verkörpern, jeder auf seine Weise, den „neuen“ brüderlichen Menschen, sie predigen ein Evangelium, „daß der Mensch dazu da ist, die Dämonen zu besiegen, die jahrhundertlang an seiner Wiege gestanden haben, Dämonen des Hasses, der Gewalt, der Lüge, der Opferung, der Angst, der Rache, und nicht nur mit denen der Hölle, sondern auch mit denen des Himmels“. Dieser Kampf bringt keine Belohnung, weder im Diesseits noch in einem erträumten Jenseits — aber er ist alles, was

der Mensch aus seinem Leben machen kann. Er ist der Anfang zu einem Tor
in eine bessere Zeit. — „Wer diesen Kampf auskämpft, ist kein Soldat Gottes,
sondern ein Soldat der Menschheit. Ich glaube, daß wir dazu da sind, um
unser Tagewerk zu erfüllen und es so zu erfüllen, daß wir von seinem Ertrag
denen etwas abgeben können, die ein schwereres und ärmeres Tagewerk haben.“
Und noch deutlicher: „Nur die, die auf die große Gerechtigkeit vertraut haben
oder darauf, daß einmal einer ihre Tränen abwischen wird, die wissen nicht.
Sie waren nicht bescheiden genug, sie waren nicht Kinder der Erde. Sie wollten
nicht ein Stückchen Acker mit Ordnung und Schweiß und Brot, sondern sie
wollten das Paradies. Strebe nicht nach dem Paradies, sondern tue etwas
Rechtes mit deinen Händen.“ Wir haben nicht darüber zu urteilen, in welcher
Weise sich Wiechert persönlich mit der christlichen Tradition, die mehr ist als
eine Morallehre, die auch eine Verwurzelung in einer übernatürlichen geistigen
Welt, eben in jenem von Wiechert so emphatisch abgelehnten „Paradies“
bedeutet, persönlich auseinandergesetzt hat. Wir müssen uns auf die Fest-
stellung beschränken, daß alle Personen, selbst die echtensten und lebendigsten
seines großen Romanwerks, sozusagen Sprachrohre dieser nicht eben neuen,
aber vom Dichter als durchaus neuartig empfundenen und im tiefsten Grunde
antichristlichen Weltanschauung sind, einer Weltanschauung, die niemanden
überzeugen wird, der in den geistigen und seelischen Werten der christlich-
abendländischen Kultur lebt und bei aller Hingabe an die „Forderung des
Tages“ auf das Unerforschliche, auf das Metaphysische, auf die souveräne
Hoheit des Geistes ebensowenig zu verzichten gesonnen ist, wie es Goethe tat.
Wir glauben, daß das Christentum in seiner ganzen historisch geprägten
Gestalt, wie reformbedürftig die Kirchen auch im Einzelnen sein mögen, in
seiner Synthese mit dem antiken Geist zu den unverrückbaren Grundlagen der
europäischen Kultur gehört, daß es nicht nur nicht tot ist, sondern die Periode
seiner vollen Wirksamkeit noch vor sich hat. Wir glauben, daß es „der Geist
ist, der lebendig macht“, und denken mit Pascal, daß man den Menschen nur
um Gottes Willen lieben kann, weil es eben sonst nicht möglich ist. Ein Wort,
das im zweiten Bande der jüdische Doktor Lawrenz zu Jons Ehrenreich sagt,
erhebt die tiefsten Gedanken des Dichters noch über die eben berührte Ab-
kehr vom Christlichen hinaus: „Der Geist verdirbt uns, Jeromin, die Ratio.“
Es ist der seit Bergson und Klages modern gewordene Kampf gegen den Geist,
dem Wiechert sich verschreibt, ein Kampf, der gerade heute seltsam und anti-
quiert anmutet. Denn nicht ein Überwuchern des Intellekts, nicht eine über-
mäßige Theoretisierung des Denkens und Fühlens ist es, was uns in die gegen-
wärtige Menschheitskatastrophe hineingeführt hat, sondern ganz andere Fak-
toren. Es ist eher der von dem französischen Schriftsteller Julien Benda gegeißelte
Abfall vom Geist gewesen, über den in dem Aufsatz „Das neue Element
in der Politik“ in Heft 9, Jahrgang 1947, dieser Zeitschrift bereits gesprochen
wurde, der das Absinken in die Barbarei des „Ursprünglichen“, in welchem
Wiechert seine Person „ruhen“ läßt, verursacht und die geistige Solidarität der
führenden Schichten Europas zerstört hat, als eine Überspitzen des Denkens
und eine dadurch bewirkte Lähmung der Lebensenergien. Die National-
sozialisten wußten schon, weshalb sie den Geist haßten, was beiläufig alle
Revolutionen tun; sie haben uns eine Rückkehr zum „Ursprünglichen“, das bei
ihnen „Blut und Boden“ hieß, für das aber auch Wiechert kaum eine andere

Bezeichnung findet, zu gründlich vorexerziert, als daß wir noch von diesem „Ursprünglichen“ her die so dringend erforderliche Metanoia der Menschheit erwarten können. Wilhelm Röpke hat in seinem klassischen Werk über die moderne Gesellschaftskrise das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Vernunft, in dem die Sterne Kants und Goethes über der europäischen Menschheit leuchteten, als ein Ideal-Zeitalter bezeichnet, und wir sind in der Tat geneigt, uns aus der Gegenwart, in welcher das „Ursprüngliche“ in Gestalt von Mord, Plünderung und Menschenjagd erscheint und das Gesetz des Dschungels waltet, nach einer Zeit der Ratio im Sinne des Sokrates mit seiner erlernbaren Tugend und des Konfuzius mit seiner Richtigstellung der Begriffe zurückzusehen, nach der, wie Schiller sie so hinreißend apostrophiert hat, erhabenen Vernunft, der lichterhellen Tochter des göttlichen Hauptes. Wenn Wiechert die Bewohner des Dorfes Sowirog eben deshalb, weil sie „im Ursprünglichen“ ruhen, als immun gegen den Nationalsozialismus darstellt, so widerspricht dem die Tatsache, daß gerade das flache Land der braunen Versuchung in weit höherem Maße zum Opfer gefallen ist als die angeblich intellektuell verseuchten Städter und daß gerade seine fanatische Absage an den Geist und an dessen internationale Solidarität den Nazismus die Gefolgschaft aller Armen im Geist verschafft hat. Wir wollen keinen Augenblick die Kraft dichterischer Gestaltung, die einfache Schönheit der Sprache, den Stimmungsgehalt dieses bedeutenden Romanwerks verkennen. Aber die Absage an den Geist, der uns heute nötiger ist als je, die Glorifizierung des Ursprünglichen und die Ersetzung des Christentums durch eine nicht im Metaphysischen wurzelnde Nächstenliebe führen uns auf gefährliche Wege. Wir glauben nicht, daß das Heil von den Stillen im Lande, von den Einfachen im Geiste kommen wird, sondern von den tiefen metaphysischen Erkenntnissen, wie sie uns „die Weisesten aller der Zeiten“ vermittelt haben, und halten es nicht für wahrscheinlich, daß das Dorf Sowirog ein neues Bethlehem werden wird. Denn wie Alfred Kerr einmal gesagt hat, ist es recht schön, primitiv zu sein, aber noch viel schöner, kompliziert zu sein.

Frühlingslied

Schon wollen sich verwehte Gärten lüften.
Aus erster Krokosblüten sanften Düften
hebt sich der reine Atem wachen Lebens. —
So war der weiße Schlaf doch nicht vergebens?

Was wär' vergebens, schütten gute Hände
aus gold'nen Kelchen Lichter ins Gelände;
was tot, wenn drüber Gottes Odem feuchtet
und abendliche Flur wie Saphir leuchtet?

Auch überm Grab steht der Verheißung Zeichen.
Wohl wird gehalt'nes Auge nicht erreichen,
was sich verwandelt in bedeckten Särgen,
doch heilem Herzen kann sich's nicht verbergen.

Otto Riedel

Noch einmal das Problem Ernst Jünger

Seit dem Ende des Krieges zirkuliert in Deutschland in weitem Kreise eine Schrift Ernst Jüngers mit dem Titel „Der Friede“. Sie ist im Handel nicht zu haben, da sie nie gedruckt wurde. Als Manuskript geht sie von Hand zu Hand und hat doch eine weitere Verbreitung gefunden als manches Buch, das in der gleichen Zeit erschien. Wie ist das Interesse an diesem Aufsatz zu erklären, dessen Verbreitung durch die größere Mühe seiner Vervielfältigung offenbar keinerlei Einbuße erleidet? Wir haben in Deutschland seit nunmehr zwei Jahren eine Gemeinde, die sich um einen Aufsatz kristallisiert hat, der offiziell nicht existiert. Dies Phänomen ist interessant genug, um ihm einmal eine nähere Untersuchung zu widmen.

Der erste Teil der Schrift heißt „Die Saat“. Jünger meint damit den vergangenen Krieg. Diese Überschrift stimmt mit Recht bedenklich. In einer meisterhaften Sprache, mit einer Kraft der Bilder, die echt Jünger ist, wird hier eine Gesamtschau des Krieges von monumentaler Pracht entworfen. Gewaltige Geschwader, die brausend die Sonne verdunkeln, edle Arbeitsheere (!), Armeen, die sich zum Opfer bieten, sind die Themen einer gewaltigen Symphonie, deren titanisch-kosmischer Charakter in seiner Großartigkeit keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Das Detail, der Einzelne und sein Leiden sowohl wie sein Handeln schrumpfen zum bloßen Zierat zusammen, der selbst keine Bedeutung hat und nicht gewertet werden kann. Bei allem Glanz der Formulierung, bei aller meisterlichen Kraft einzelner Bilder ist doch die Lektüre dieses Teils eine schwer erträgliche Zumutung. Hier wird das Grauen nicht etwa künstlerisch überwunden. Weit davon entfernt, sich ihm als Tatsache zu stellen, macht man hier den Versuch, es als Ornament des Monumentalen zu bagatellisieren. Jünger läßt das Entsetzen auf den hohen Stelzen des Pathos einherschreiten in dem Glauben, es verlöre in dem Maße an Schrecken, in dem es so an äußerlicher Würde gewinnt. In uns, die wir zu diesem Entsetzen eine lebendige Beziehung haben, sträubt sich alles gegen eine solche Darstellung. Sie ist unehrlich. Ihre formale Großartigkeit verbirgt schamhaft oder auch geschickt den Umstand, daß sie den Weg des geringsten Widerstandes geht. Nicht ein einziges Mal nämlich in diesem ganzen ersten Teil spricht Jünger von menschlicher Verantwortung oder menschlicher Schuld. Das ist kein Zufall. Wenn man das Geschehen des Krieges als schicksalhaften Naturvorgang hinstellt, fällt der Mensch sogleich wieder in die Anonymität eines natürlichen Objektes, eines passiven Statisten auf der Bühne des Kosmos zurück. Dieser Ausweg ist ebenso bequem wie verlockend. Hier bietet sich ein Schlupfloch für jeden, dessen Gedächtnis mit seinem Gewissen in Konflikt zu geraten droht. Um der außerordentlichen Unbequemlichkeit derartiger Möglichkeiten sicher zu*entgehen, braucht er nur auf seinen Charakter als sittlich selbstverantwortliche Persönlichkeit zu verzichten. Alsbald sieht er sich als namenloses Mosaiksteinchen überpersönlichen Gesetzen passiv folgend wohlighing und geborgen in den alles umhüllenden Schoß der Natur zurückversetzt. Das Gewicht der Verantwortung ist ungeheuer, und die Erinnerung an das Ge-

scheine lastet so schwer auf uns, daß es verständlich ist, wenn vor diesem Druck viele kapitulieren und lieber auf den Anspruch der Mündigkeit verzichten.

Das Interesse an dieser schwächsten Jüngerschen Schrift braucht nicht weiter begründet zu werden. Der psychologische Mechanismus, der hier angedeutet wurde, ist sicher den wenigsten bewußt. Was die meisten der Verteidiger dieser Schrift aus einem regelrechten Instinkt der Selbsterhaltung anzieht, ist die (unedhte) Souveränität, mit der hier Leiden, Schuld und Verantwortung als unwesentliches Beiwerk des Eigentlichen, des monumental Kosmischen schlechthin, abgetan werden. Also gerade das, was die meisten der heute endlich nachdenklich gewordenen Deutschen so unausbleiblich vor den Kopf stößt. Und was es auch den Verlegern unmöglich macht, diesen Traktat zu veröffentlichen. Wir nehmen es als selbstverständlich an, daß hier der Grund für die Nichtveröffentlichung des Aufsatzes zu suchen ist. Man kann aber getrost behaupten, daß, selbst angenommen, eine Drucklegung käme in Frage, einfach keine wirksamere Verbreitungsweise denkbar ist als die vorliegende. Zu dem Anreiz als bequemer Ausweg für den Gewissensmüden gesellen sich so noch der Nimbus einer gewissen Illegalität oder auch der Glanz der Exklusivität, indem man auf den Gedanken verfallen könnte, eine Schrift in der Hand zu haben, die offenbar zu schade sei, um durch gewerbsmäßige Verbreitung profaniert zu werden. Dieser Kombination verdankt der Aufsatz seine aktuelle Bedeutung. Der zweite Teil (als Hauptteil gedacht) erstaunt lediglich durch das verblüffend ungünstige Verhältnis von aufgewandter Sprachgewalt und tatsächlichem Inhalt. Er ist der typische Irrweg eines Sprachmagikers, der nicht nur glaubt, die Geschehnisse mit Worten und Symbolen einfangen, sondern auch sie gewissermaßen magisch beeinflussen zu können wähnt. Das Ergebnis ist ein Sturmloch gegen den Nihilismus mit der trivialen Begründung, er sei schädlich. Dieses Argument gewinnt keineswegs an Bedeutung, wenn es sich in eine noch so schöne Sprache verkleidet. Der zweite Gedankengang dieses Teils ist die Feststellung eines weltweiten Gefühls der Brüderlichkeit und Gleichberechtigung aus der Gemeinsamkeit und Gleichmäßigkeit des Erlittenen heraus. Dieser Gedanke kann nur einem Menschen einfallen, der eben im Kriege eine schicksalhafte Naturkatastrophe sieht. Sobald man so anspruchsvoll ist, den Menschen als sittliche Persönlichkeit mit Verantwortung zu würdigen und zu belasten, wird die Jüngersche Behauptung zur Plattitüde im Dienste politischer Zweckmäßigkeit.

Wir halten diese Schrift für eine nicht unbedeutende Gefahr. Sie bietet eine verlockend einleuchtende Möglichkeit des Ausweichens. Die Unerbittlichkeit, mit der die historische Konsequenz und ihr Erleben, mit der unser Gewissen und die Fragwürdigkeit unseres Lebens uns heute zur Nachdenklichkeit zwingen wollen, wird durch ein derartiges Werk abgeschwächt. Das einzig Fruchtbare des großen Leidens unserer Tage ist die ständige Aufforderung zum Wesentlichen aus dem Zwang der Erinnerung und dem Stachel des Gewissens. Diese Nötigung ist die ganze Kostbarkeit unserer so erschütternd armen Existenz. Die Spannung, in die wir als Folge unseres Tuns gegen unseren Willen hineingeraten sind, findet nun in solchen Gedankengängen wie denen Jüngers ein Loch, durch das sie zu einer seichten Pfütze abfließen kann. Es ist ein trostvolles und ermutigendes Zeichen, daß der Instinkt für die Erbärmlichkeit und

Sinnwidrigkeit solchen Ausweichens heute in Deutschland lebendig ist. Immerhin ist ja dieser Aufsatz nirgends gedruckt worden. Er würde auch sicher von der weitaus überwiegenden Zahl der Leser entschieden abgelehnt werden. Aber andererseits hat er seine Gemeinde, und schlechte Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten. Die Stellung dieses Kreises wird zudem noch (scheinbar) verstärkt durch die Autorität des Namens Ernst Jünger.

Es ist naheliegend, der besagten Gemeinde diesen Trumpf dadurch zu nehmen, daß man Jüngers Autorität bestreitet. Das ist denn auch mit teilweise erheblichem Stimmaufwand und mehr oder weniger Geschick versucht worden. Wenn man diesen Stimmen folgen wollte, so bliebe von Jünger tatsächlich nicht viel übrig. Aber das geht nun doch nicht. Diese Radikalität widerlegt sich selbst. Sie ist zu offenbar pragmatisch.

Die Anrufung Ernst Jüngers in einer so zweideutigen Angelegenheit entbehrt nicht einer gewissen Tragik für den Träger dieses Namens. Man ist auf Grund dieses Anrufs tatsächlich dabei, ihn lebendigen Leibes in jenes geistige Internierungslager zu stecken, in welchem nach viel vertretener Ansicht neben Nietzsche auch Hegel, für manche selbst Luther zugunsten der Aufrechterhaltung der Ordnung verschwinden müßten. Das ist der Versuch, die Demokratie mit diktatorischen Methoden einzuführen. Es ist paradox, d. h. es führt zum Mißerfolg. Auch auf geistiger Ebene. Dadurch, daß man Jünger diffamiert, erreicht man — ganz abgesehen davon, daß man sich damit ins Unrecht setzt — gar nichts. Man macht ihn höchstens in den Augen seiner Anhänger zum Märtyrer.

Jünger ist ein großer Dichter. Daran ist nicht zu rütteln. Man kann seine Anschauung betrachten und annehmen oder ablehnen. Man kann auch Kunstkritik an ihr üben. Aber niemand hat einen begründeten Anspruch auf ein Urteil, ob Jüngers Schriften Daseinsberechtigung haben oder nicht. Solche Urteile werden nur durch die Geschichte gefällt. Das Problem des Wertverhältnisses zwischen der rein ästhetischen Auffassung, frei von jeglicher sittlichen Erwägung, und der sittlichen Praxis des Menschen mit ihrer notwendigen Schuldverstrickung (wie es etwa Hermann Hesse im „Glasperlenspiel“ entwickelt hat) ist von einer Lösung wohl stets gleich weit entfernt und viel zu diffizil, als daß es hier praktisch als gelöst betrachtet werden könnte. Denn das ist doch die stille Voraussetzung dessen, der sich im Besitz des Rechtes wähnt, Jünger schmähen zu dürfen.

Jünger hat die Freiheit als Künstler, seine Betrachtungsweise zu entwickeln und darzustellen ohne Rücksicht oder Übersicht auf sich ergebende Konsequenzen. Ob wir ihnen folgen, ob wir sie und wieweit wir sie akzeptieren oder etwa gar als Richtschnur annehmen, ist unsere eigene Angelegenheit. So wird aus der Kritik an Jünger unversehens eine Selbstkritik. Ist die Leidenschaft, mit der man heute gegen diesen Mann zu Felde zieht, nicht zum Teil wenigstens im eigenen schlechten Gewissen begründet? Haßt man in ihm nicht einfach den Exponenten einer Anschauung, deren Praxis uns tatsächlich an den Rand des Abgrundes brachte? Wir sahen uns ja als vollziehende Organe einer historisch-biologischen Evolution. Wir stellten folglich die kausale Logik und Konsequenz dieser Entwicklung über das individuelle Gewissen. Aber diese Anwendung einer Betrachtungsmöglichkeit auf die Praxis und erst recht ihre radikale Durchführung erfolgte auf Grund einer Entscheidung, mit der Jünger

nichts zu tun hat. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Jünger selbst oft an die Praktikierbarkeit seiner Anschauung geglaubt hat. Wenn wir ihm deshalb schuld geben wollen, so versuchen wir nur, uns selbst zu entlasten. Denn wer zwang uns, diese Entscheidung zu unserer eigenen zu machen? Hier liegt wieder das gleiche Phänomen des Ausweichens vor, dem wir oben schon einmal begegneten. Dort handelte es sich um das Ausweichen vor persönlicher Verantwortung in die Anonymität überpersönlicher Gesetzmäßigkeit. Hier ist die Anklage ein Ausweichen vor der Erkenntnis, daß die Verantwortung bleibt, auch wenn wir behaupten, andere hätten für uns entschieden. Die Verantwortung besteht dann eben darin, daß wir uns entschieden haben, unser Vertrauen auf etwas zu setzen, was es nicht wert war, wie wir heute selber anklagend feststellen.

Kehren wir zu dem zitierten Aufsatz zurück. Auch hier ist es so, daß die aktuelle Bedeutung des Werkes einer Quintessenz entspringt, die seine jetzigen Verfechter aus ihm gezogen haben und die Jünger nicht im Auge gehabt zu haben braucht. Wir müssen den verdrängten Komplex der Nachkriegsliteratur, den dieser Artikel darstellt, sich abreagieren lassen, wenn wir die Gefahr bannen wollen, die er für das wiedererwachende Verantwortungsgefühl bedeutet. Das heißt, wir müssen ihn sachlich öffentlich besprechen, wie wir es hier versuchen. Wir müssen ihn ans Tageslicht ziehen, um zu zeigen, wie er sich da ausmacht, ohne die Hilfsmittel des Nimbus seines Schattendaseins, von denen er nun schon so lange lebt. Vielleicht sollte man ihn, wenn es in abschbarer Zeit um ihn immer noch nicht stillgeworden sein sollte, veröffentlichen. Mit einem einleitenden Hinweis, der nicht schmäht, sondern aufklärt.

Ebensowenig, wie wir Jünger von vornherein in toto akzeptieren oder gar als Maxime unseres Handelns betrachten wollen, ebensowenig dürfen wir ihn aber auch in Bausch und Bogen verdammen. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, seine Bedeutung zu erkennen und seine Autorität klar abzugrenzen.

Jüngers Größe besteht in seiner geradezu medialen Gabe, Zusammenhänge aufzuspüren und in Symbolen zu erfassen, die der moderne Mensch zu sehen längst verlernt hat. Er ist ein Magiker des Wortes, ein Virtuose des sprachlichen Bildes. Seine Tagebücher, seine Sprachuntersuchungen und seine allegorischen Essays sind seine einmalige wirkliche Leistung. Diese Begabung ist von geradezu archaischer Kraft. Es steckt in seinen Bildern und Symbolen noch etwas von jener bannenden Gewalt der ersten Namengebung vor Urzeiten, die zum erstenmal in der Geschichte des Menschen das drohend Unbekannte der Umwelt seinem dämonischen Eigenleben entriß und es als Benanntes der Umwelt des Menschen gleichsam domestiziert einfügte. Das Aufdecken von Beziehungen, das Beziehen scheinbar unvereinbarer Elemente aufeinander und über allem die stete Ahnung eines vollständigen Zusammenhanges aller Elemente des Kosmos nach dem gleichen Gesetz, das ist Jünger. Es ist der dichterische Ausdruck einer Mathesis Universalis. Es ist eine Welt der ästhetischen Harmonie. Sittliche Momente sind noch kaum angedeutet, in dieser Welt herrscht das Symbol. Jüngers Gefühl für das symbolische Element in der Sprache ist unübertrefflich fein und heute eine Seltenheit, die wir zu schätzen wissen sollten. Überall, wo es sich um eine inhaltliche Analyse handelt, ist Jünger eine Autorität. Absolut unzuverlässig dagegen wird er, wo er glaubt, mit Symbolen selbständig operieren zu können, in der Art, daß das Ergebnis

eine Vorwegnahme der tatsächlichen Entwicklung bedeute. Schwach ist er da, wo er glaubt, prophezeien zu können. Hier überschätzt er die Bedeutung des vom Sachverhalt abstrahierten Symbols. Er kann dieser Versuchung einer Algebra der bloßen Begriffe nicht immer widerstehen. Auch im „Frieden“ wird besonders hervorgehoben, daß seine Niederschrift bereits in der Mitte des Krieges erfolgt sei, also auf diese Komponente ausdrücklicher Wert gelegt. Das ist bedauerlich. Dieses Verschwimmen der Grenze zwischen Symbol und Wirklichkeit gehört aber wesensmäßig zu der Welt, in der Jünger lebt. Auch der Medizinmann verbrennt die Puppe, die den Gegner des Stammes symbolisch repräsentiert, mit der Absicht, diesem damit wirklichen Schaden zuzufügen.

Jünger ist ein Spezialist der lebendigen Sprache, ein Deuter der Symbolik unserer Welt. Die Grenzen seiner Fähigkeit entsprechen der Grenze zwischen eschatologischer und sittlicher Betrachtungsweise. Diese Grenze haben wir zu beachten, wo wir für Jünger Autorität beanspruchen wollen.

Wer Jünger verbieten will, stellt unserem Volk ein erschütterndes Armutszeugnis aus. Er stellt sich nämlich auf den Standpunkt, der Deutsche habe ein so geringes kritisches Vermögen, daß er einer geistigen Vorzensur bedürfe. Wir müssen gerade den umgekehrten Weg gehen, wenn wir jemals ein gewisses Niveau erreichen wollen. Wir müssen uns darin üben, aus der Fülle des Gebotenen selbständig zu wählen. Nur so können wir mündig werden. Nur so kann aus affektiver Polemik ein sachliches Urteil werden. Und erst dann werden wir in der Lage sein, zwischen dem uns wahrhaft Nützlichen und dem uns von irgendeiner Seite tendenziös Gebotenen je zu unterscheiden.

Um unserer Selbstachtung und unserer Selbsterhaltung willen müssen wir Jünger gerecht werden.

Laßt uns still sein . . .

Laßt uns still sein, laßt uns schweigen,
über uns zerbrach die Welt,
laßt uns tiefer uns noch neigen,
tiefer in die Erde steigen,
als der Regen dringt, der fällt.

Laßt uns Ohr sein, laßt uns lauschen
in des Dunkels stummem Grund,
ob in uns noch Brunnen rauschen,
mit der Erde Kräfte tauschen,
tief, tief unterm Brunnenmund.

Ob in uns noch Wasser steigen,
die die Quelle kaum mehr hält —
wenn die Schmerzen still sich neigen,
Weinen steht und Klagen schweigen —
Lebenswasser für die Welt.

Hildegard Ahenm

R u n d s c h a u

„**Buchmaniten**“. In der Nummer 19 des 3. Jahrganges der offiziellen Zeitung der SED „Thüringer Volk“ vom 24. Januar 1948 erschien eine bösartige Glosse unter dem Eingangsstichwort, die durch hemmungslose Verleumdungen, wie wir sie von dieser Presse gewohnt sind, die Bewegung für „moralische Aufrüstung“ verdächtig zu machen versucht. In dieser Glosse wird behauptet, daß Frank Buchman ein persönlicher Freund Hitlers und Himmlers gewesen sei und daß die ganze Bewegung sich vor dem Kriege mit der Verbreitung faschistischer Theorien unter religiösem Deckmantel befaßt habe, jetzt in der Schweiz ein internationales, vom amerikanischen Großindustriellen-Verband finanziertes Hauptquartier errichtet habe und von dem amerikanischen Pressemagnaten Hearst eine Million Dollar zur Propaganda von Fr. Buchmans Werk in seinen Zeitungen erhalten habe. So wünschenswert es wäre, daß auch ein Mann wie Hearst diese Bewegung, deren Ziele im Novemberheft der „Deutschen Rundschau“ dargelegt worden sind, förderte, so entspricht dies leider nicht der Wahrheit. Es lohnt sich nicht, bei dem niedrigen Niveau dieser Art Presse in eine Polemik mit ihr einzutreten. Wir begnügen uns damit, aus einer geheimen Denkschrift des Reichssicherheitshauptamtes die nationalsozialistische Ansicht von der Gefährlichkeit der „moralischen Aufrüstung“ abzudrucken. In diesem Bericht heißt es von der Oxford-Gruppe: „Sie predigt die Revolution gegen den völkischen Staat und ist augenscheinlich zu seinem christlichen Gegner geworden... Sie fordert die Teilnehmer auf, sich ganz unter das Christenkreuz zu stellen und dem Hakenkreuz das Christenkreuz entgegenzusetzen, da dieses das Christuskreuz vernichten wolle.“ Der Geheimbericht sagt, daß die Oxford-Gruppe „das christliche religiöse Gewand für die demokratischen Weltziele liefere“. Oxford und die politischen Demokraten ergänzten sich aufs beste und leisteten sich gegenseitig Handlangerdienste. Sie sähen sich den gleichen Gegnern gegenüber, d. h. allen völkischen Lebensauffassungen. Was die Demokratie von ihren politisch-weltanschaulichen Axiomen her ablehne und bekämpfe, lehne die Oxford-Gruppe von ihrer urchristlichen Begründung her ab. „Die gemeinsame Gegnerschaft gegen die moderne Rassen- und Volkstumsauffassung hat sie noch näher zusammengebracht.“ Für die Nazis war die Oxford-Bewegung das gefährlichste Instrument des Christentums, und die Akten beweisen, daß strenge Befehle zur Unterdrückung der Oxford-Bewegung sowohl in Deutschland wie in den besetzten Ländern erlassen wurden. Die blutigen Verfolgungen der Gruppe sind gerichtsnotorisch. Das Urteil der Nationalsozialisten dient nur dazu, die Bedeutung der weltumfassenden Arbeit der „moralischen Aufrüstung“ zu bestätigen, und ehrt die Bewegung ebenso wie die niedrigen Anwürfe der SED-Presse. In dem Geheimbericht heißt es als schönste Bestätigung des Erfolges: „Selten hat eine religiöse Erneuerungsbewegung in so verhältnismäßig kurzer Zeit in beinahe allen Ländern der Erde Fuß fassen können wie die Oxforder-Gruppenbewegung.“

In einer „Geheimen Kommandosache“ des Sicherheitsdienstes, Stuttgart, 10. Februar 1938, Br. B. N. 19/38 HKds, die eine Generalanweisung zur Unter-

drückung aller christlichen Bewegungen in Deutschland darstellt, heißt es über die Oxford-Gruppe: „Besonderes Augenmerk ist auf die Beschaffung von belastendem Material zu richten; also auf eventuelle Einflüsse des Pazifismus, Marxismus, Judentums usw.“ Vertrauensmänner seien überall einzulassen. „In Verbindung mit der Rundfrage ist die Zahl der Anhänger, der Veranstaltungen, wie auch der Berufe, die politische Vergangenheit, die Auslandsaufenthalte und die Verbindungen zum Ausland der Anhänger festzustellen.“ Telefon- und Briefüberwachung wird angeordnet und alle bei der Gestapo üblichen Maßnahmen gegen gefährliche Gegner. — Für die Nazis waren die Anhänger der „moralischen Aufrüstung“ also Pazifisten und Marxisten, für die SED, die kein Gefühl für ihre Gleichartigkeit mit den Nationalsozialisten hat: Faschisten und Dollarimperialisten! Vokabeln wechseln, der Feind ist für beide Totalitaristen — Christus!

Segen der Wehrlosigkeit. In seinem verhaltenen, disziplinierten Bericht über seine Gestapohaft „Im Finserten-Tal“ betont der jetzige Bischof von Hannover, Hanns Lilje, immer wieder: „Der kennt das Wesen des Menschen nicht vollständig, der ihn nicht im Stande der völligen Wehrlosigkeit gesehen hat. Denn dort zeigt er sich unverhüllt; was an jener äußersten Grenze noch verbleibt, das wird wahrscheinlich echt sein.“ Und aus der tiefen Erfahrung dieser Grenzen her empfindet der zum Tode verurteilte Pfarrer Hanns Lilje die Monate seiner Haft als ein Geschenk. Sie haben ihm das Wesentliche gezeigt und ihn innerlich unabhängig gemacht. — Man muß sich immer wieder, wie auch schon nach dem ersten Weltkrieg, darüber wundern, daß der Segen dieser inneren Erfahrung, die Hunderttausende und Millionen in der Nähe des Todes machen, so wenig offenbar und so wenig fruchtbar wird. Aus dem äußeren Elend allein kommt eben keine innere Wandlung. Es ist nicht ohne weiteres richtig, daß Not beten lehre. Not allein nicht. Es muß schon noch etwas hinzukommen. Und warum schafft die Not, das äußere Unglück allein, keineswegs immer eine innere Umkehr? Die natürlichste Regung des Menschen ist: sich zu wehren. Auch dem in der Haft sich besinnenden Pfarrer Hanns Lilje bäumt sich der heiße Manneszorn auf, als er sein vollkommen willkürliches Urteil aus dem Munde des „Richters“ Freisler empfängt. Was von Gott unmittelbar verhängt wird, wird den vernunftbegabten Menschen nur vorübergehend zur Auflehnung verleiten. Mit Gott kann man nicht streiten, Kampf gegen Gott ist Selbstzerstörung. Wehrlosigkeit gegen Gott erhöht. Sie macht den Menschen, richtig erkannt, tiefer und reicher. Aber Wehrlosigkeit gegen Menschen verhüllt den Ausblick auf das Wesentliche. Die Erfahrung der Wehrlosigkeit, der Preisgegebenheit, diese letzte tiefste menschliche Erfahrung wird oft dadurch fruchtlos, ja zerstörend, daß sie vom Menschen in der brutalsten, schamlosesten Weise ausgenutzt wird. Millionen von Menschen wurden in diesen von den Dämonen zerstörten Jahren seit 1933 wehrlos gemacht. Und Abermillionen mußten es erdulden, daß ihre Wehrlosigkeit von Macht- und Plünderungsgierigen ausgebeutet wurde. Selbst die Ärmsten der Armen sind noch nicht sicher, bestohlen zu werden. Und die Rachsucht achtet nicht darauf, ob sie den Schuldigen oder den Schuldlosen trifft. So wütet der Frevel ins Unendliche weiter, und selbst der scheinbar Wehrlose erzeugt durch sein Leiden, das er nicht durch Gottes Hand, sondern in ohnmächtiger Auf-

lehnung gegen die Ausbeuter seiner Wehrlosigkeit empfängt, neue Gegenwehr und neuen Frevel.

Diese Kette von Wirkung und Gegenwirkung rollt in so rasendem Tempo ab, daß man, während man noch die Schuldigen von gestern sucht und straft, schon sich gegen die Schuldigen von morgen wenden muß. Schon beginnt man die Frevel der Hitlerhorden zu vergessen; nicht, weil sie bestraft oder überwunden wären, sondern weil die Frevelhaftigkeit als solche bereits auf neue Träger der Krankheit übergegriffen hat und weil der Wahnsinn des Staatstotalitarismus sich als Weltkrankheit nicht nur aus der Vergangenheit, sondern auch aus der Gegenwart erhebt und die Zukunft verbauen will. Die äußeren Mächte vermögen sich nicht aus eigener Kraft zu ordnen; die menschlichen Maßstäbe nicht mehr ein System der Werte zu schaffen, und da Macht immer relativ ist, so kann nichts mehr der rasenden Aufeinanderfolge von Schuld, Sühne und neuer Schuld Einhalt tun.

Nicht, solange der Mensch nicht seine Wehrlosigkeit als sein Wesen erkennt und, über den menschlichen Gegner hinweg, Gott als den zu schauen vermag, der ihn wahrhaft wehrlos macht. Solange er als Grund seiner Wehrlosigkeit noch einen menschlichen Gegner sieht, gegen den er sich auflehnen kann und auflehnen muß, ist keine Heilung möglich. Erst wenn das heraufkommende Chaos als der gemeinsame Feind aller erkannt ist, gegen den es sich zu verbünden gilt, ist eine neue Ordnung möglich. Deshalb ist äußeres Unglück allein nicht fähig, den Menschen zu neuer Ordnung zu rufen. Es muß die Fähigkeit hinzukommen, durch dieses äußere Unglück hindurch, durch das Elend des Augenblicks und der nächsten Zukunft hindurch auf das gemeinsame Schicksal zu schauen, vor dem die Unterschiede des Einzelschicksals verschwinden. Zum äußeren Unglück muß also die innere Führung hinzukommen, die nur von jenen ausgehen kann, die das wahre Wesen des Menschen, seine Wehrlosigkeit vor Gott, erkannt haben und ohne Illusionen zu tragen vermögen. Nur wer von diesem Wege zu den äußersten Grenzen der menschlichen Existenz zurückkehrt, ist dann auch stark genug, das diesseitige Leben zu ordnen. Nur der weiß, wie Lilje seinen Bericht schließt: „daß es gegenüber diesen dunklen Möglichkeiten nur eine irdische Verheißung gibt: den unerschütterlichen Gehorsam gegenüber der heiligen Ordnung Gottes, der göttlichen Wahrheit, dem ewigen Recht“.

Der Fall Scholtz-Klink wirft erneut die Frage auf, wie es möglich war, daß so viele der Verbrecher gegen die Menschlichkeit sich jeder Verantwortung entziehen und mit falschen Papieren unterschlüpfen und sogar Spruchkammern passieren konnten. Das sind untragbare Zustände. Der Gefahr, daß gerade einige der giftigsten Blüten des Systems in Freiheit, zu neuen Taten bereit, leben und bei den bevorstehenden Entlassungen aus SS in Freiheit gelangen, darf nicht ruhig zugesehen werden. Mit der „Reichsfrauenführerin“ und ihrem edlen Manne Heißmeyer, die beide viel auf dem Gewissen haben, wird ja nun abgerechnet werden. Das Auftreten dieser deutschen Frau konnten 1939 in London viele aus der Nähe verfolgen. Ihr wurde — sehr unnötigerweise — ein glänzender Empfang bereitet. Die Leiterin der englischen Frauenverbände, Lady Hamilton, sagte über das taktlose und arrogante Auftreten der Scholtz-

Klink nur, daß sie zwar etwas Englisch gekonnt habe, ein Wort aber nicht gelernt hätte: „Thanks“. —

Wir wüßten aber gern auch noch über das Schicksal anderer Nazis Bescheid, vor allem der Schwerverbrecher vom Reichssicherheitshauptamt, der vielfachen Mörder: Litzenberg, Heßler und Huber, die gemeinsam im Westen mit bestialischer Roheit die Kommunisten und die Stahlhelmer verfolgten und dadurch den Grund zu ihrem späteren schnellen Aufstieg legten. Wo sind sie? Die Alliierten schweigen. Wir werden trotzdem immer wieder fragen. Die letzte Nachricht über den Oberregierungsrat Litzenberg lautet, daß er bis Juni 1947 im Gefängnis des Justizpalastes in Nürnberg war, wo er seit vielen Monaten nicht mehr als Zeuge gebraucht wurde, sondern auf sein eigenes Betreiben — aus Angst — weiter blieb. Tätig ausgerechnet als Organist der Gefängnis-kirche und — als Sanitäter! Der Mann, der mit sadistischer Freude bis in die letzte Einzelheit die Haft seiner Opfer regelte — bis auf den Entzug der Wolldecke in der Dunkelhaft! Sein Orgelspiel, auch mit vollen Registern, wird nicht das Stöhnen der auf seinen Befehl Gefolterten übertönen. Wann steht er vor Gericht mit seinen Helfershelfern?

Richtblock und Bruderkuß. Wenn Herr Marschall Sokolowski durch den Erlaß vom 16. August 1947 den Parteigenossen sozusagen vertraulich zugeblinzelt und ihnen zu verstehen gegeben hat, die Sache wäre nur halb so schlimm, so öffnet er ihnen mit dem Erlaß vom 26. Februar 1948 über die generelle Entlastung aller nominellen Pgs die Bruderarme und schließt sie, frei nach dem Schillerschen „Seid umschlungen, Millionen!“ stürmisch ans Herz. Bis zu diesem Befehl, den die „Tägliche Rundschau“ als einen „historischen“ bezeichnet (im Nazijargon würde das „einmalig“ heißen), ist es von den Anfängen der russischen Praxis vor rund drei Jahren den Nazis gegenüber ein langer Weg gewesen. Wir wollen nicht von Berlin reden, obwohl es bemerkenswert ist, daß in dem Vorort Berlins, in welchem der Schreiber dieser Zeilen wohnt, fast sämtliche von den Russen ermittelten Parteigenossen verhaftet und verschleppt wurden und bis heute verschollen geblieben sind, sofern sie nicht witzigerweise zugleich ein Mitgliedsbuch der KPD besaßen und den Russen bei Auffindung ihrer Mitnazis Spitzeldienste leisteten. Auch die russische Nazipraxis in der Ostzone soll außer Betracht bleiben, da bei der hermetischen Absperrung derselben von Berlin von dort nur vage Nachrichten kommen. Wir beschränken uns auf die auszugsweise Wiedergabe eines Berichts, den ein Königsberger Kommunist, der nach Einnahme und Umbenennung dieser Stadt in Kaliningrad von den Russen als Bürgermeister eingesetzt wurde, dem in Zürich erscheinenden „Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Deutschland“ erstattet hat, nachdem ihm die Flucht aus dem Sowjetparadies gelungen war. Er versichert an Eides Statt folgendes: „Sogleich nach der Einnahme der Stadt wurden die Angehörigen der Partei und solche Personen, die möglicherweise dem Nationalsozialismus nahegestanden hatten, verhaftet und in Lagern in Metgethten, Labiau und Insterburg untergebracht. Im Gerichtsgefängnis in Königsberg wurden die politischen Gefangenen festgesetzt, und zwar immer in einer nur für einen Mann bestimmten Zelle acht Mann. Wir, die Bürgermeister der Stadt, mußten mehrfach an Besichtigungen teilnehmen und auch die Unterbringung der Häftlinge ansehen. Im Mai 1945 starben dort und

verschwanden im Gefängnis an Folgen von Typhus, anderen Krankheiten und Genickschuß mehr als 1500 Mann. Am 20. Juni mußten wir Bürgermeister, darunter auch der neuernannte Oberbürgermeister Mann, als Zeugen einer Massenhinrichtung von über 1000 Menschen auf dem Erich-Koch-Platz bewohnen, die durch Fallbeil vorgenommen wurde. Nur zwei Mann wurden im letzten Augenblick begnadigt, darunter auch der mir bekannte Prokurist der Firma Anders, Flach. Kreisleiter Wagner wurde gleichfalls von den Russen, aber bei anderer Gelegenheit, durch Erhängen hingerichtet." Der Weg vom Richtblock zum sedistischen Bruderkuß ist ja ziemlich lang gewesen, aber die Russen haben ihn mit einer Wendigkeit zurückgelegt, die Bewunderung verdient. Ob sie freilich eines Tages den Weg zurück vom Bruderkuß bis zum Richtblock finden werden, das ist eine Frage, die sich die Parteigenossen vermutlich selbst nach Empfang des sedistischen Mitgliedsbuches oft vorlegen werden, wenn sie in kummervollen Nächten weinend auf ihren Betten liegen.

Eine barbarische Verfügung. Der vor kurzem von der Dresdner technischen Hochschule ehrenhalber zum Dr. Ing. ernannte sächsische Innenminister Fischer hat den Befehl gegeben, die meisten sächsischen Herrensitze und Schlösser abzubauen. Begründung: Die so gewonnenen Baustoffe sollen gemäß Befehl 209 der Besatzungsmacht für den Bau von neuen Bauernhöfen verwendet werden. Er hat den Befehl offenbar mißverstanden, denn dieser redet von ehemaligen Herrensitzen mit keiner Silbe, sondern gibt für den genannten Zweck nur die Baustoffe ehemaliger Wehrmachtbauten und herrenloser Ruinen frei. Die Landesbodenkommission hat nun mit Bienenfleiß und einer in diesem Falle höchst verderblichen Umsicht eine Liste der abzubauen Bauten herausgegeben, und schon ist unersetzlicher Schaden entstanden, denn man hat bereits abzureißen und zu sprengen begonnen. Unter den Schlössern befinden sich wahre Kleinodien der Baukunst, die das Land Sachsen und Deutschland nach der Zerstörung Dresdens um so schmerzlicher entbehrt.

Was soll man zum Beispiel dazu sagen, daß sich unter diesen Schlössern das berühmte Neschwitz befindet, ein Bau Augusts des Starken, mit einem der wenigen erhalten gebliebenen streng architektonischen Barockgärten. Der heilige Bürokratius hat außer dem Befehl noch einen anderen Grund, sich so barbarisch zu betragen, nämlich den, daß für die Gebäude keine Steuern mehr bezahlt werden und daß kein Geld dafür da ist, sie zu unterhalten, nachdem die ehemaligen Besitzer ihres Eigentums beraubt worden sind. Er ist sogar so weit gegangen, wenigstens in einzelnen Fällen, die Bauteile für vogelfrei zu erklären, indem jedem Neubauern erlaubt wurde, sich beliebige Bauteile aus den alten Herrensitzen herauszubauen. Bedenkenlos opfert man so nicht bloß unersetzliche Werte der Kunst, sondern beraubt auch Tausende von Neusiedlern, die bisher in den Schlössern untergebracht worden sind, ihrer Wohnung. Der Gewinn, der aus dem Abbruch zu erzielen ist, ist nach fachmännischem Urteil höchst zweifelhaft, denn das Mauerwerk ist sehr oft in klobigem Bruchstein ausgeführt, das Holz hat durch Alter und Zernagelung, auch durch Feuchtigkeit gelitten. Was sich ergeben wird, ist ein neuer großer Haufen Schutt, wenn nicht die ganze Aktion noch im letzten Augenblick gehemmt wird. Schaden ist auch heute schon in reichem Maße entstanden.

Die „kondensierten“ Klassiker. Daß auch Frankreich, früher das Land der beschaulichen Rentner — es gab französische Städte, deren Bewohner zur Hälfte Rentner und von diesen wiederum die Hälfte nicht über 45 Jahre alt waren —, das Land, in dem man Zeit hatte, gut aß und dem Erfinder der Gänseleberpastete ein Denkmal errichtete, dem amerikanischen Eiltempo zum Opfer zu fallen beginnt, scheint aus der Tatsache hervorzugehen, daß das altbekannte französische Verlagshaus Arthème Fayard unter dem stolzen Titel „Das rote Band“ die französischen Klassiker neu herausgibt, nicht etwa in Anthologien, sondern in regelrechten Neufassungen, die dem modernen Zeitmangel angepaßt sind. Da werden die „weitschweifigen“ Romane Balzacs und Flauberts auf kurze Tatsachenberichte reduziert, und aus Manon Lescaut wird gar ein erotisches Bilderbuch mit 341 Positionen des berühmten Liebespaares, verbindender Text nach Abbé Prévost. Ein französisches Witzblatt „Canard enchaîné“ schlägt ironischerweise für das gesamte Werk Marcel Prousts einen Auszug von neun Zeilen vor, so daß der Pariser auf zwei bis drei Fahrten mit der Untergrundbahn die gesamte französische Literatur von Villon bis auf die Gegenwart sich einverleiben kann. Verständlicherweise hat diese durch das Muster der amerikanischen Omnibooks und Digests angeregte Neuerung lebhaften Protest in Frankreich hervorgerufen. François Mauriac klagt, daß „Amerika uns senden müßte, was uns fehlt, leider aber uns in dem trifft, was uns nicht genommen werden sollte, in unserem letzten Erbe“. Wir glauben freilich nicht, daß diese Atomisierung des europäischen Geistes von Amerika ausgeht, sondern mit jenem allgemeinen geistigen Niedergang Europas zusammenhängt, den Benda, Bernanos, Valéry — um nur die bedeutendsten zu nennen — gerade in Frankreich so klar als die große Gefahr erkannt haben.

Auslandsstimmen

Die Stimme der Schweiz

Unter der Überschrift „Die Waffen des Vernichtungskrieges“ bringt die „Tat“ (9. 1. 1948) einen aufsehenregenden Artikel, in dem die Atombombe als überholt bezeichnet und mitgeteilt wird, daß heute bereits mehrere Großmächte über chemische, biologische und klimatologische Kriegsmittel verfügen, die imstande sind, weit größere Verheerungen anzurichten als selbst die Atombombe. So wird, wie der amerikanische Admiral Ellis M. Zacharias, der während des Krieges den zweithöchsten Posten im Nachrichtenwesen der Marine bekleidete, kürzlich in einer amerikanischen Zeitung ausführt, in den Laboratorien der Uni-

versität von Kalifornien eine „biologische Geheimwaffe“ entwickelt, die ein Land von der Größe Italiens in einem einzigen Luftangriff völlig zu zerstören vermag. Nähere Angaben über die Möglichkeiten des Bakterienkrieges, um die es sich hier offenbar handelt, sind von der American Association of Scientific Workers in einem Memorandum an die UN gemacht worden und besagen, daß ein tausendstel Liter des Erregers der Papageienkrankheit imstande wäre, zwanzig Millionen Menschen zu töten. Die in England, Rußland und Amerika mit größter Energie betriebenen Forschungen über Raketenwaffen, die nach dem Vorbild der deutschen V2 vor allem die Beförderung von Mannschaften und

Nachschub auf riesigen Entfernungen zum Ziele haben und z. B. die Transportierung einer Armee von viermal hunderttausend Mann von Amerika nach Europa in einer einzigen Nacht ermöglichen, erscheinen harmlos gegenüber den neuesten, besonders in Rußland weit entwickelten Erfindungen auf dem Gebiet der sogenannten Todesstrahlen. Die Russen haben in Ost-Charkow, am Seliger See, halbwegs zwischen Moskau und Petersburg, eine Forschungsstation für Experimente mit derartigen Strahlen errichtet, und russische und deutsche Gelehrte haben eine Methode entwickelt, die es gestattet, durch Aussendung von gebündelten infraroten Strahlen auf eine Entfernung von 10 km Temperaturen von 1000 Grad zu erzeugen, während auf dem Pamirplateau, dem „Dach der Welt“, ganz neue kosmische Strahlungen zur Vernichtung riesiger Gebiete erprobt werden.

Diese Mitteilungen der „Tat“ werden durch einen Artikel der Zeitung „Die Nation“ (17. 12. 1947) ergänzt, der die Überschrift trägt „Streik gegen den Atomkrieg“ und in dem darauf hingewiesen wird, daß zuerst Albert Einstein seine Stimme gegen die Verwendung wissenschaftlicher Forschung für Kriegszwecke erhoben hat. Nach ihm hat, wie das Blatt weiter berichtet, der Ratgeber der britischen Regierung für Atomenergie, Sir Henry Dale, vor der Universität Philadelphia ausgeführt, daß nur das einheitliche Vorgehen der Wissenschaftler * einen neuen Krieg verhindern könnte, und zwar dadurch, daß alle Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungsarbeit veröffentlicht und Allgemeingut werden. Vor allem aber ist es bemerkenswert, daß der in der ganzen Welt bekannte amerikanische Mathematiker Professor Norbert Wiener, der Erfinder der elektrischen Rechenmaschine, alle staatlichen und privaten Arbeitsangebote mit der Begründung abgelehnt hat, man müsse einem Wissenschaftler, von dem man eine Arbeit verlange, stets sagen, wofür diese Arbeit verwendet werden solle, und er selber sei nicht gesonnen, die Wissenschaft in den Dienst von Kriegszwecken zu stellen. Der tapfere Gelehrte hat die Hoffnung ausgedrückt, daß andere Wissenschaftler gleich ihm in den Streik gegen den Atomkrieg eintreten und dadurch zur Verhütung eines neuen Krieges beitragen würden.

Die Säuberung der amerikanischen Verwaltung von Kommunisten

In einem bemerkenswerten Leitartikel in „Harper's Magazine“ (Nov. 47) „How to rid the government of communists“ beschäftigt sich James Weschler mit der gegen die Kommunisten gerichteten Säuberungsaktion innerhalb der amerikanischen Regierung, die übrigens bereits seit dem kommunistisch-nazistischen Pakt vom August 1939 eingesetzt hat, während des Krieges fortgesetzt wurde und gegenwärtig offenbar mit besonderer Energie betrieben wird. „Die Kommunisten werden“, so heißt es, „aus der Regierung ausgeschlossen, nicht weil sie Nicht-Konformisten oder Anhänger der Leninschen Lehre oder Gegner der Kopfsteuer, sondern weil die kommunistische Partei organisierte Instrumente der russischen Spionage, Zersetzung und im Kriegsfall Träger entschlossener Sabotage sind.“ Das Blatt betont, daß es die Spezialität der russischen Propaganda sei, ihre Opfer über den Umweg eines idealisierten Internationalismus zu einer unbewußten Gleichsetzung internationaler Ideale mit den realen politischen Zielen der russischen Regierung zu bringen. Ideen seien in den Augen der amerikanischen Regierung nicht der Feind, und es muß ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Kommunismus als einer Idee und der kommunistischen Partei als einem Organ sowjetrussischer Spionage und Sabotage. Von diesem Gesichtspunkt aus müsse die Säuberungsaktion nicht im Sinne einer mittelalterlichen Ketzerverfolgung, sondern einer Maßnahme der politischen Zweckmäßigkeit durchgeführt werden. Nach den bisherigen Richtlinien könne die Entlassung eines Beamten verfügt werden, sobald ein berechtigter Zweifel an seiner Loyalität gegenüber der amerikanischen Regierung bestehe. Nach Auffassung des Blattes ist ein solcher Zweifel begründet, wenn eine so starke und deutliche Verbindung des Betroffenen mit einer ausländischen Macht vorliegt, daß ihm Regierungsfunktionen in den Vereinigten Staaten nicht mehr anvertraut werden können. Zwar sei die Mitgliedschaft in einer kommunistischen Organisation schon ein starker Grund zum Verdacht, es müßten aber noch andere Momente hinzukommen, um seine Loyalität gegen-

über der Regierung der Vereinigten Staaten als zweifelhaft erscheinen zu lassen. So undemokratisch solche Durchleuchtung und Säuberung auch sei, so müßten sie doch angesichts des immer stärkeren russischen Vordringens in allen Teilen der Welt und der sich immer mehr intensivierenden Tätigkeit der Fünften Kolonne doch mit aller Energie durchgeführt werden. Dabei dürfe die Öffentlichkeit nur soweit ausgeschlossen werden, wie es das Staatsinteresse unbedingt erfordere. Bei der jetzt bevorstehenden Überprüfung von mehr als einer Million Bundesbeamten werde die amerikanische Demokratie Gelegenheit haben, ihre Anpassungsfähigkeit an ungewöhnliche Verhältnisse und ihre immer neue Lebenskraft zu beweisen.

USA - Wirtschaftler protestieren gegen Besetzungspolitik

Die „New York Times“ (11.1.48) veröffentlicht einen Brief, den eine Gruppe von Professoren und Wirtschaftlern, von denen mehrere als Berater der amerikanischen Militärregierung in Deutschland tätig waren, an den Herausgeber des Blattes gerichtet hat. Die Unterzeichner weisen darauf hin, daß das in Westdeutschland durchgeführte Demontageverfahren das Gelingen des Marshall-Planes unmöglich mache und die Interessen der Vereinigten Staaten schädige, da es die fortdauernde Zerstörung leistungsfähigen Kapitals bedeute und anderen Ländern lediglich den Nutzen eines ganz unbedeutenden Teils vom wirklichen Wert dieses Kapitals verschaffe. Von der wirtschaftlichen Sinnlosigkeit abgesehen aber habe dieses Verfahren auch schwerwiegende politische Folgen, indem es „die zarten Keime einer friedlichen Demokratie in Deutschland zu ersticken drohe“. Die deutschen Arbeiter würden mit Recht erbittert und einem Extremismus von recht oder links in die Arme getrieben werden, wenn sie mit ansehen müßten wie Gebäude und Anlagen, die friedlichen Zwecken dienen könnten, in die Luft gesprengt würden. Selbst das revidierte Produktionsprogramm habe sich als überholt herausgestellt, und wenn man heute noch Anlagen abtransportiere, die später gebraucht würden, so werde dadurch die Herstellung eines wirtschaftlichen Gleichgewichts in Westdeutsch-

land auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und die finanziellen Opfern von den amerikanischen Steuerzahlern weiter verlängert.

Die Krise des englischen Mittelstandes

die „The Economist“ bereits in einem Artikel vom 15. 11. 47 erörtert hatte, wird in einem weiteren Aufsatz „Die Lage der Berufstätigen“ (24. 1. 48) eingehend behandelt, wobei der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß die ganze Last der gegenwärtigen schwierigen Lage Englands nicht von den Kapitalisten, sondern von den Gehalt- und Lohnempfängern getragen werde. Während der Nominallohn gegenüber der Zeit vor 1939 nur um 10 bis 35 Prozent gestiegen sei, habe sich die Kaufkraft des Geldes um 20 bis 30 Prozent vermindert. Nur ein geringer Teil des Mittelstandes erziele ein höheres Einkommen als 1200 Pfund im Jahr, wogegen Angehörige der freien Berufe allerdings vielfach besser dastünden. Aber wenn selbst die angesehensten Universitätslehrer sich mit einem Einkommen von 1500, ihre Assistenten sogar von 615 Pfund im Jahre begnügen müßten, so könne man sich die Enge und Bedrängnis vorstellen, in welcher die Angehörigen aller mittelständischen Berufe bei der heutigen Geldentwertung lebten. Auf diese Weise werde die schöpferische Kraft gerade der intellektuellen Mittelklasse, die das Rückgrad des englischen sozialen Organismus bilde, in beklagenswerter Weise herabgesetzt.

„Jenseits von Ost und West“

So überschreibt G. v. Uxkull einen Leitartikel in der immer aufs neue zu zitierenden schweizerischen unabhängigen Tageszeitung „Die Tat“, Nr. 30, die heute die gleiche Unabhängigkeit beweist wie zur Zeit der Erfolge Hitlers. Der Verfasser bezeichnet den Gedanken, daß es zu einem Kriege zwischen den Westmächten und Rußland kommen könnte, als „höchst beunruhigend“ und stellt fest, daß es neben der einseitigen Ost- und Westorientierung, die immer in die Sackgasse hineinführe, nur einen Weg gebe, einen Ausgleich zwischen den beiden Großmächten zu schaffen. Dieser

Weg bestünde ganz einfach in dem Versuch, „mit den hohen Idealen, die fast alle Staatsmänner der Welt von Zeit zu Zeit im Munde führen, einmal ernst zu machen“. Nach Meinung des Verfassers haben die angelsächsischen Staatsmänner eine vielleicht niemals wiederkehrende Gelegenheit versäumt, „der Firma Abendland in den Augen Rußlands einen good will zu verschaffen, der die Grundlage eines ehrlichen und friedlichen Zusammenlebens hätte werden können. Daß man selbst so wenig Bedenken hatte, die großen internationalen Ideen von Freiheit und Menschenrechten und Schutz von Minderheiten dem vermeintlichen nationalen Interesse zu opfern, war vielleicht verständlich, wenn auch bedauerlich genug. Daß man aber keine Rücksicht darauf nahm, wie eine solche Handlungsweise in Moskau wirken mußte, ist unverzeihlich. Kann man es, nach allem, was geschehen ist, den Beherrschern Rußlands übel nehmen, daß sie von unseren »westlichen Idealen« nicht viel halten? Wieviel halten wir selbst davon? Können wir von den Russen verlangen, daß sie unsere Ideale mehr achten als wir selbst? Und wenn wir ihnen versichern, daß diese Ideale das Fundament unserer gesamten abendländischen Kultur darstellen, können sie uns da nicht mit gutem Recht antworten: »Davon haben wir nicht viel gemerkt?«

So ist es kaum anders denkbar, als daß man in Moskau über unsere sogenannte abendländische Weltanschauung ungefähr ebenso denkt wie einst Lenin über die christliche Religion: Opium fürs Volk. Das Blatt beklagt, daß man es versäumt habe, durch Festhalten an den demokratischen Zielen die russische Achtung zu erwerben, und meint, man hätte Stalin gleich nach Kriegsschluß diskret, aber bestimmt darauf aufmerksam machen müssen, daß man lieber mit einem anderen Vertreter Rußlands verhandeln möchte, als mit dem Mitunterzeichner des Ribbentrop-Molotow-Paktes, und daß man auch in dem ehemaligen obersten Ankläger und Sonderbeauftragten im Baltikum, Wyschinski, nicht die ideale Persönlichkeit zur Festigung der west-östlichen Freundschaft sehen könne. Mit Molotows Nachfolger hätte man sich in aller Sachlichkeit über die Lage in Osteuropa, einschließlich des Baltikums, das Schicksal der politischen Häftlinge und Deportierten in Rußland und dergleichen mehr unterhalten müssen, was auch den Vorzug gehabt hätte, daß die offenbar zahllosen Menschen in Rußland, die über Humanität und Menschenrechte ähnliche Anschauungen wie die Westmächte hätten, dadurch einen starken Eindruck von der Prinzipientreue Englands und Amerikas empfangen haben würden.

Londoner Kommentar. II

London, Mitte Februar.

I.

Das wichtigste Ereignis des vergangenen Monats war zweifellos der Tod des Mahatma Gandhi. Die Nachricht über seine Ermordung rief in der britischen Hauptstadt größte Niedergeschlagenheit hervor.

Was war eigentlich Gandhis Bedeutung? Das werden wir erst später erfahren können. Für die meisten war er und bleibt er ein Rätsel. Auch für das britische Volk. Ich entsinne mich der Zeit, wo man in der Weltpresse solche Schlagzeilen lesen konnte wie: „Gandhi auf Hungerstreik“ oder „Engländer verhaften Gandhi“ oder „Gandhi verweigert Unterstützung Indiens für Alliierte“. Doch war England Gandhi nicht feindlich gesinnt. Und sicher ist, daß Gandhi die

Engländer nie als Feind betrachtet hat. Was war Gandhi? War er aufrichtig, war er echt? Ja. Ich bezweifle sogar, ob — mit Ausnahme von Jesus Christus — je auf Erden ein edleres Wesen unter den Menschen gewelt hat. War er ein Heiliger? Oder war er Politiker? Er war beides. Seine religiöse Askese, die Einfachheit seines Lebens und die Festigkeit seines Charakters waren die Eigenschaften des Heiligen. Aber er kehrte der Welt nie den Rücken. Bis zum Letzten blieb er, sowohl für Mohammedaner als auch für die Hindus, ein großer Nationalheld mit ungeheurem moralischem Einfluß. Für sich selbst verlangte er nichts, für seine Mitmenschen war er bereit, alles zu opfern. Über diesen erleuchteten Menschen schrieb ein bekannter Londoner Journalist: „Man hätte ihn nicht bestechen können, denn in

seinen Augen waren die Reichtümer Indiens nur eine Handvoll Staub. Man hätte ihn nie zu Ungerechtigkeiten verleiten können, denn er liebte alle seine Mitmenschen. Man hätte ihn nicht erschrecken können, denn er legte auf sein eigenes Leben keinen Wert. Und so war seine Macht größer als die Macht der Fürsten und mächtiger als das Schwert.“ Und dann ein verheerender Vergleich dieses klapperdürren Männchens mit den Staatsmännern der abendländischen Welt: „In der heutigen Welt mangelt es an vielem. Vielleicht aber leidet die Welt an nichts so sehr wie an dem Mangel an Heiligen auf den Thronen der Mächtigen.“

Gandhi war ein Mensch mit einer bewußten Mission, nicht nur für Indien, sondern für die Welt. Seine große Lehre der „Nicht-Gewaltsamkeit“ wurde ihm von seiner Mutter übermittelt, die Anhängerin der Jaina-Sekte war. Ahimsa, die Heiligkeit allen Lebens, war ein Leitgedanke dieser Sekte. Aus diesem geistigen Erbe leitete sich sein bedingungsloser Pazifismus her. Für die Welt außerhalb Indiens liegt die Größe Gandhis in der erfolgreichen Verwandlung dieses Pazifismus in eine dynamische politische Kraft.

Es ist keine Übertreibung, zu behaupten, daß Gandhi immer für England und für die Engländer eine tiefe Neigung empfand. Doch widersetzte er sich der britischen Herrschaft, denn für ihn bedeutete sie die Verpflanzung der europäischen, „weißen“ Zivilisation, ihrer Technik, ihrer Industrialisierung, ihrer geistigen Werte.

Aber — ein winziges Teilchen von Politiker blieb dem Verschmelzungsprozeß erspart. Und dieses winzige Teilchen kam bisweilen zum Vorschein. Dann geriet er auch in Schwierigkeiten und Widerspruch. Wegen seiner Widersprüche wurde er oft sowohl im Ausland als in Indien heftig angegriffen. Er, der ausgesprochene Mann des Friedens, konnte durch seine Politik des „zivilen Ungehorsams“ Rassenkämpfe entfachen und Blutvergießen verursachen. Auch seine Verteidigung der einfachen Lebensweise zu einer Zeit, wo die Industrialisierung Indiens sich rasch zu entfalten begann, eine Entwicklung, die für Millionen von armen Familien einen materiellen Aufstieg verheiß — diese und andere „Widersprüche“ brachten ihm in Indien viele Feinde unter

den Hindus wie auch den Mohammedanern.

Gandhi hatte gewiß einen Hang zur Selbsttäuschung. Vielleicht läßt sich diese Eigenschaft am klarsten in der Entfaltung der nationalistischen Bewegung veranschaulichen. Gandhi möchte ich am liebsten als eine orientalische Version des Uomo universale bezeichnen. Auf der anderen Seite jedoch hat er ein politisches Programm entfaltet, das die Gewährung gewisser Rechte an die ärmsten Klassen Indiens sowie die offizielle Annahme durch die Regierung der Politik der „Nicht-Gewaltsamkeit“ verlangte. Und dies zu einer Zeit, wo bereits im ganzen Fernen Osten große Unruhe herrschte. Die Regierung Indiens war nicht gewillt, dieses Programm anzunehmen, so ethisch wertvoll seine Grundlagen auch sein mochten. Daraufhin kam Gandhi zu dem Entschluß, daß die indische Regierung die Verkörperung des Bösen sei und daher entfernt werden müsse. Dieses Ziel sollte man durch „Nicht-Gewaltsamkeit“ und im Notfall durch „zivilen Ungehorsam“ erreichen. Es sollte also jede Gewalttat vermieden werden; aber es handelte sich trotzdem um eine aggressive Handlungsweise.

Was den meisten Menschen als Gandhis größter Widerspruch erscheint, ist sein Verhalten während des zweiten Weltkrieges. Gandhi wußte ganz genau, daß es Indiens Schicksal war, von irgendeiner Großmacht besetzt zu werden. Für ihn bedeutete die Besetzung durch Großbritannien die einzige Alternative zwischen Hörigkeit und völliger Unabhängigkeit — und auf diese Unabhängigkeit versuchte Großbritannien die indischen Völker vorzubereiten. Mit den Europäern teilte er die christlichen Ideale. Mit den Engländern insbesondere teilte er dieselben Ideale der Regierung. Und doch konnte er sich nicht dazu bringen, die alliierte Kriegführung zu unterstützen, obwohl es einem jeden klar sein mußte, daß die Besetzung Indiens durch die Japaner seine Lebensarbeit vernichten würde. Denn für ihn konnte Krieg nie Gutes geben, da Gewalttätigkeit nur mehr Gewalttätigkeit hervorbringt.

Soweit der Heilige. Gegen diese Auffassung ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Und man sollte nicht im Traum daran denken, Gandhis Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Aber es steckte in ihm auch das winzige Teilchen vom Politiker. Und

wenn der Heilige Gandhi den britischen Kampf gegen die Tyrannei nicht unterstützen wollte, so hat der Politiker Gandhi jegliche Unterstützung absichtlich verweigert, und zwar zu einem sehr kritischen Zeitpunkt. Es handelte sich um eine kalt berechnete politische Tat für Zwecke, die in letzter Instanz moralischer Natur waren. Die Niederlage Großbritanniens — und dies hat er herbeigesehnt trotz seiner tiefen Neigung zu England — würde das Ende der britischen Herrschaft in Indien bedeuten. Er lehnte es ab, sich die Folgen einer japanischen Besetzung auszumalen. Ich nehme an, obwohl ich es nicht weiß, daß er auch den Japanern gegenüber dieselbe Methode der „Nicht-Gewaltsamkeit“ angewandt hätte. Eines ist sicher — die Unabhängigkeit Indiens wäre ein Luftschloß geblieben.

Selbst unter so ungünstigen Umständen bewahrte das vielgeplagte britische Volk seine Achtung für den Mahatma. Tatsächlich ist Gandhi während der Nachkriegszeit in den Hintergrund getreten, zum großen Teil absichtlich. Und erst als die Unabhängigkeit von der britischen Regierung endlich gewährt wurde, trat Gandhi wieder in den Vordergrund und in das letzte Stadium seines Lebens. Nicht mehr allerdings als der aktive Politiker, sondern als heiliger Mann und großer Nationalheld. Hinter den Kulissen übte er immer noch als politischer Ratgeber Pandit Nehrus und anderer einen starken Einfluß aus. Aber er erteilte seine Ratschläge nur dann, wenn man ihn ausdrücklich darum bat. Gegen Ende seines Lebens hörte man ihn öfter der Hoffnung Ausdruck geben, daß die beiden neuen Dominien, Indien und Pakistan, bei der britischen Völkerfamilie bleiben würden.

Es entsprach der Größe dieses Lebens, daß seine erhabenste Stunde am Ende kam. Ihm galten das Vertrauen und die Liebe sowohl der Mohammedaner als auch der Hindus — und diejenigen, die ihn nicht liebten, fürchteten ihn. Dieses arme Bißchen von einem Hindu, dieses klapperdürre Männchen — es lag in seiner Gewalt, sogar im Augenblick des lodernden Hasses der Mörderhand Einhalt zu gebieten. Obwohl er Hindu war, verkörperte er alle wesentlichen Elemente des reinen Christentums. Christus wurde gekreuzigt, und Gandhi wurde erschossen. So wie Christi Tod, so hat Gandhis

Ende eine ganze Welt erschüttert, vielleicht sogar viel tiefer, als wir ahnen.

II.

Die verantwortungsbewußteren englischen Journalisten der Rechten und der Linken machen gegenwärtig Außenminister Bevin das Kompliment, die Unbestimmtheit seines ursprünglichen Vorschlages einer Westeuropäischen Union als einen Akt der Vorsicht und des diplomatischen Takttes darzustellen und nicht als den Reflex nur halb ausgereifter Ideen. Aber gleichzeitig verstärken sie allmählich ihren Druck nach genauerer Formulierung seines „Planes“.

Die Rede, mit der er die außenpolitische Debatte des Unterhauses eröffnete, wurde freundlich aufgenommen, nicht nur von den Staatsmännern der Länder, an die sie besonders gerichtet war, sondern auch, entgegen manchen Erwartungen, von den Dominien. Es muß angenommen werden, daß er sich der Mühe unterzogen hatte, bei ihnen im voraus zu sondieren. Überdies hatte der südafrikanische Premierminister Jan Smuts schon im Jahr 1943 zur Bildung einer Westeuropäischen Union nach dem Krieg aufgefordert. Und sein Aufruf ist inzwischen von Winston Churchill energisch wiederholt worden.

Die Unterstützung der Dominien für den Bevin-Plan beruht auf zwei höchst praktischen Erwägungen:

1. Die Alternative einer Westeuropäischen Wirtschaftsunion wäre für Großbritannien eine Empire-Zollunion. Eine solche wurde tatsächlich von Bevin vor acht Monaten vorgeschlagen. Der Vorschlag wurde recht kühl aufgenommen, denn eine Empire-Zollunion würde notwendigerweise die sehr engen wirtschaftlichen Beziehungen der Dominien zu den USA stören. Es war nicht zu erwarten, daß die Dominien es auf dieses Risiko ankommen lassen würden.

2. Andererseits ist aber der Handel mit Großbritannien von größter Bedeutung für die Dominien, und jeder Plan, der auf die Förderung der wirtschaftlichen Genesung Großbritanniens abzielt, ohne gleichzeitig die Wirtschaftsbeziehungen der Dominien zu den USA zu stören, ist willkommen, besonders wenn er zugleich den allgemeinen europäischen Wiederaufbau bedeutet.

Aber wir wollen im Lande bleiben.

Nachdem sie den Bevinvorschlag herzlich begrüßt haben, sagen jetzt die westeuropäischen Staaten: „Sehr schön! Aber jetzt wollen wir die Sache unter die Lupe nehmen.“

Wir müssen uns alle über eines klar werden, eine Westeuropäische Union setzt mehr voraus als ein System militärischer Verträge; denn diese können ohne Union irgendwelcher Art zustande gebracht werden. Sie setzt irgendeine Wirtschaftsunion voraus.“ Als erster Schritt wahrscheinlich eine Zollunion.

Die Verhandlungen, die bis jetzt zwischen Großbritannien, Frankreich und den Benelux-Ländern (und Italien) stattgefunden haben, zeigen unter anderem, daß eine bloße Erweiterung des französisch-britischen Bündnisvertrages auf Belgien und Holland kaum ein befriedigender Ersatz für ein vernünftiges Wirtschaftsabkommen wäre, eine Ansicht, die in allen verantwortungsbewußten Kreisen Großbritanniens voll geteilt wird.

Es ist kein Geheimnis, daß der französisch-britische Vertrag eine Konzession an die anhaltende französische Furcht vor einem deutschen Angriff ist, denn er ist ausdrücklich gegen Deutschland gerichtet. Die Benelux-Staaten, die jetzt ihren Anspruch auf Teilnahme an der Kontrolle Westdeutschlands energisch geltend machen, sind der Ansicht, es bestehe keine große Aussicht auf eine wirkliche Westeuropäische Union, wenn gegen Westdeutschland gerichtete Militärverträge die Hauptbindung zwischen den übrigen Mitgliedern der Union bilden sollen. Es besteht jetzt allgemeine Übereinstimmung, daß Westdeutschland einen der Hauptpfeiler jedes westeuropäischen Wiederaufbauprogramms bilden muß. Und die präzise Form des Beitrages von Westdeutschland wird eine der wichtigsten Fragen auf der Tagesordnung bilden, wenn sich die westeuropäischen Staaten am 19. März in London treffen.

Die Delegierten werden bei der britischen öffentlichen Meinung völliges Verständnis dafür finden, daß Deutschland ermutigt werden muß, an dem wirtschaftlichen und kulturellen Wiederaufbau Westeuropas voll mitzuwirken und darüber hinaus bei der Verschmelzung der bestehenden nationalen Einheiten zu einem dynamischen Ganzen. Auf diese Art kann Deutschland am ehesten seinen guten Namen wiedererlangen und auch seinen Platz als gleichberechtigtes Mit-

glied unter den Nationen der Welt wieder einnehmen, vielleicht sogar einen führenden Platz. In dieser Beziehung ist nämlich die englische öffentliche Meinung anderen Ländern weit voraus, deshalb wurde ja auch bis jetzt Großbritannien oft beschuldigt, den deutschen Wiederaufbau den der anderen ehemals von Deutschland besetzten Ländern voranzustellen; England wurde beschuldigt, „deutsche Politik zu machen“.

Aber die Anzeichen für die wachsende britische Ungeduld werden immer stärker. Nicht zuletzt hierauf sind Bevins Vorschläge zurückzuführen.

Im Ausland begreift man nicht ganz, wie stark das politische Denken in Großbritannien sich seit 1939 gewandelt hat. Heutzutage würde der „Mann auf der Straße“ in England kaum zugeben, daß das Ruhrgebiet ausschließlich deutsches Eigentum sei, nur weil es zufällig innerhalb der gegebenen deutschen Grenzen liegt. Deshalb herrscht viel Verständnis für die französische Forderung auf wirksame internationale Kontrolle des Ruhrgebiets. Wird aber dieser Standpunkt allgemein angenommen, dann muß er endlich einmal auch für andere Länder Gültigkeit haben, auch für Frankreich und Großbritannien.

Es ist höchste Zeit, sich auf die Socken zu machen. Die Londoner Konferenz über Westdeutschland muß sich erst einmal über ein Mindestprogramm bei der Schaffung einer Wirtschaftsunion mit Einschluß Westdeutschlands einigen. Den Benelux-Staaten muß Gelegenheit zur direkten Teilnahme an der Kontrolle Westdeutschlands gegeben werden. Das wäre der erste Schritt.

Der nächste Schritt sollte den Einschluß Norwegens und Dänemarks erzielen, wodurch die Grundlagen für einen erweiterten Alliierten Rat für Westdeutschland gelegt wären.

Das ist wohl der einzig mögliche Übergang von einem besetzten zu einem freien Deutschland. Ein solcher Allierter Rat würde eine engere wirtschaftliche und schließlich auch politische Union der beteiligten Staaten erleichtern. In keiner Weise würde dieser Plan dem Marshall-Programm widersprechen. Jedenfalls darf Deutschland nicht wieder ein voll souveräner, nationaler Staat werden. Das wäre ein Schritt nach rückwärts. Andererseits darf Deutschland nicht einen Tag länger unter den augenblicklichen Bedin-

gungen besetzt bleiben, als unbedingt nötig. Die Lösung liegt nicht in der Rückkehr zu dem Status quo ante bellum. Deutschland gibt den westlichen Alliierten wahrhaftig eine große Chance. Werden die richtigen Maßnahmen ergriffen, dann wird der allmählichen Entwicklung Deutschlands zur Selbständigkeit Auftrieb gegeben. Das erste Hauptziel wäre eine direkte deutsche Beteiligung am Alliierten Rat mit vollem Vertretungsrecht, das zweite Hauptziel wäre die direkte deutsche Teilnahme an der Union.

Da es, abgesehen von nationaler Engstirnigkeit, keinen stichhaltigen Einwand dagegen zu geben scheint, den hier umrissenen Plan als Grundlage für weitere Maßnahmen zu benutzen, sind französische Befürchtungen erneuter deutscher Angriffe schwer zu verstehen. Denn sollte Frankreich weiterhin auf der internationalen Kontrolle des Ruhrgebietes bestehen, dann hat es hier eine Gelegenheit, Europa den Weg zu weisen.

Allgemein wird anerkannt, es kann keine Westeuropäische Union ohne Westdeutschland geben. Die direkt interessierten Länder haben auf der bevorstehenden Londoner Konferenz die Möglichkeit, freiwillig einen Aktionsplan zu entwerfen. Können sie sich aber nicht einigen, dann sollen die Vereinigten Staaten (die bis jetzt großen Takt bewiesen haben) als der große Sponsor im Marshall-Programm, ruhig von ihrem moralischen Recht Gebrauch machen, einen sanften Druck auf die richtigen Stellen ausüben. Millionen bescheidene Menschen würden dafür dankbar sein.

III.

Die optimistischen Bemerkungen, die ich im Dezember in Berlin vor einer geschlossenen Gesellschaft über die künftige Stellung Berlins machte, sind von der späteren Entwicklung bestätigt worden. Man möchte nun hoffen, daß, wenn auch jetzt das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, die Berliner Bevölkerung — trotz des von der russisch lizenzierten Presse in Berlin geführten Nervenkrieges — nunmehr über die Absichten der Engländer und der Amerikaner gewissermaßen beruhigt ist.

In seiner Ansprache bei der BBC-Preisverteilung in Berlin sagte Lord Pakenham — er sprach englisch —, die Engländer hätten nicht die geringste Absicht, Berlin zu verlassen. Seine Erklärung wurde mit

lautem Jubel begrüßt, bevor seine Dolmetscherin seine Worte übersetzen konnte — eine eindrucksvolle Veranschaulichung der allmählichen Entwicklung des Englischen zur zweiten Gebrauchssprache der Berliner.

Bei einem kürzlichen Interview mit einem deutschen Zeitungsberichterstatter war General Hays, der Stellvertreter General Clays, sogar noch deutlicher. Er sagte, die Amerikaner würden Berlin stets als die Hauptstadt Deutschlands betrachten, und sie würden in Berlin bleiben, bis ein einheitliches Deutschland mit Berlin als Hauptstadt geschaffen sei.

General Clay selbst hat gegenüber einem amerikanischen Berichterstatter indirekt auf die unklare russische Andeutung geantwortet, daß „eine Veränderung in dem Statut von Berlin möglich sei“, und hat erklärt, er könne die Vermutung, die russischen Behörden würden versuchen, die Amerikaner aus Berlin zu vertreiben, nicht ernst nehmen. Selbst wenn die Russen die Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und dem Westen unterbrächen, würden die Amerikaner trotzdem in Berlin bleiben, auch wenn sie dann die amerikanische Garnison in Berlin auf dem Luftwege versorgen müßten.

Gleichzeitig wurde in halbamtlichen Kreisen in Washington die Ansicht vertreten, daß jeder russische Versuch, die britisch-amerikanischen Verbindungen mit dem Westen zu unterbrechen, als vorsätzliche Angriffshandlung angesehen werden würde — und leicht zum Ausbruch von Feindseligkeiten führen könnte.

In London ist man, wie leicht zu verstehen ist, dem „Fall Berlin“ mit größerem Gleichmut gefolgt, als es in Berlin selbst möglich gewesen wäre — und mit klarerem Blick für die Tatsachen. Man darf zum Beispiel nicht vergessen, daß die russischen Behörden bezüglich der Besatzung Berlins niemals eine Drohung gegen die drei anderen Alliierten ausgesprochen haben. Was wir bisher beobachtet haben, ist ein börsartiger Nervenkrieg eines Teils der Berliner Presse gegen die gesamte Bevölkerung, das heißt von Deutschen gegen Deutsche. Sicherlich wurde dieser Nervenkrieg mindestens mit stillschweigender Billigung der Russen geführt, wenn nicht mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung. Aber die mangelhaften Propagandamethoden des betreffenden Teils der Berliner Presse haben den russischen Behörden viel größere Verlegenheiten verursacht als

irgendeiner der anderen drei Besatzungsmächte.

Wenn einzelne russische Offiziere und Soldaten der untersten Kommandostellen gelegentlich Obstruktion treiben, ist es gefährlich, in jeden derartigen Zwischenfall eine unheilvolle Bedeutung hineinzulesen. Die Zwischenfälle von Marienborn sind vielleicht ein gutes Beispiel. Nach dem verfügbaren Beweismaterial sieht es so aus, als ob die Russen nicht unrechtmäßig gehandelt haben, als sie sich auf den formellen Standpunkt stellten und die im britischen Militärzug reisenden deutschen Zivilpersonen zwangen, nach Berlin zurückzukehren. Zweifellos könnten die Russen, wenn sie es wirklich wünschten, jede Reise von Deutschen von und nach der Ostzone auf dem Landwege wirksam verhindern (außer natürlich über die grüne Grenze); und daß sie es bisher nicht getan haben, muß als Zeichen gewertet werden, daß sie nicht ernsthaft den Wunsch haben, in dieser Frage Schwierigkeiten zu machen, wie großen Wert sie auch darauf legen mögen, das letzte Wort zu behalten. Man könnte sogar mit Recht die Frage stellen, ob die Zwischenfälle von Marienborn überhaupt mit dem Nervenkrieg der Stammtischstrategen (und mit der ersten Verantwortungslosigkeit aller Stammtischstrategen) in irgendeinem Zusammenhang stehen. Die amtliche russische Erklärung, nämlich daß Zweifel an der Echtheit der Reisedokumente von zweien der deutschen Passagiere bestanden hätten, kann durchaus wahr sein.

Aber ob die Russen nun im juristischen Sinne recht haben oder nicht, der Kern der Sache ist die Frage: Was haben die Russen mit den Menschen vor? Was haben sie gegen die Freizügigkeit?

Die *Zweischenschrift der Erlanger Studenten* „Die Erlanger Universität“ hat vor kurzem vorgeschlagen, ein internationales studentisches Rotes Kreuz zu schaffen. Eine solche Organisation würde, wie der Verfasser des Artikels hervorhebt, „neue Wege zur Völkerverständigung“ eröffnen.

Es gibt ja bereits eine große Anzahl internationaler Organisationen, die sich zur Aufgabe machen, ein besseres Verständnis zwischen den Völkern zu erzielen — ohne daß allerdings hierdurch eine irgend nennenswerte Besserung der internationalen Atmosphäre eingetreten wäre. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß — wie man auf den deutschen Universitäten heutzutage sehr wohl weiß — diese freiwilligen Organisationen gute sachliche Arbeit leisten. Auch abgesehen von diesen praktischen Erwägungen sind sie wertvoll als Bindeglieder, die die einzelnen Völker einander näherbringen. Kein Zweifel: derartige Organisationen bieten, wenn sie von wirklich gutem Willen getragen sind, Beispiele für die erfolgreiche Übertragung der parlamentarischen Regierungsform von dem Einzelstaat auf das internationale Gebiet.

Man fühlt sich versucht, den unerfreulichen Schluß zu ziehen: die Versuche der Völker, harmonisch für eine gemeinsame Sache zusammenzuwirken, werden immer wieder von ihren eigenen Regierungen zum Scheitern gebracht — oder vielmehr von den Personen, die sich zu Wortführern der Regierungen aufwerfen. Eigentlich hat immer noch der Kropotkin uns mehr zu sagen als der Marx. Den Russen schenke ich gern den Deutsch-Engländer, wenn sie mir bloß ihren eigenen Landsmann lassen.

BERNHARD KOESTER

Die silbernen Brännlein

Erzählung

Wieder war ein Krieg beendet und zwei Männer zogen heimwärts. Der eine, der nur den Eßnapf aus dem Krieg mitbrachte, trug einen ungepflegten Bart und sah mürrisch vor sich hin. Der andere war mehr darauf bedacht gewesen, die kleinen Dinge aus dem Krieg zu retten, mit deren Hilfe man sich reinlich hält. Sein klares Gesicht war vor Menschen freundlich, vor den Spuren des Krieges still und ernst.

Die Männer setzten sich am Wegrand zur Rast. Dabei sahen sie einem pflügenden Knechte zu. Als er wieder in ihre Nähe kam, sagte der Freundliche: „Deine Furchen sind weder gerade noch tief genug.“ — „Ei was!“ lachte der Knecht. „Ist das mein Acker?“ — „Nicht dein Acker“, war die Antwort, „aber dein Werk.“

Etwas später kamen sie zu einer Schmiede. Der Bärtige band den Eßnapf los und ging in das Haus, während der Freundliche sich neben den Schmied stellte, froh, wieder ein Stück nützlicher Arbeit sehen zu können. Der Schmied hämmerte eine Wagenachse und schon fuhr er mit dem Eisen in das aufzischende Wasser. Bewundernd nahm der Freundliche die ausgekühlte Achse in die Hand. Dann hob er den Blick. „Hier ist ein Riß, Meister; die Achse wird bald brechen, wenn du sie nicht noch einmal glühst und hämmerst.“ — „Es ist mehr zu tun“, brummte der Schmied. „Und ist das mein Wagen?“ — „Nicht dein Wagen“, erwiderte der Freundliche leise, „aber deine Verantwortung.“

Er mochte nicht länger bleiben und ging dem Gefährten langsam voraus. Als dieser ihn eingeholt hatte, waren sie vor einer Schusterwerkstatt angelangt. Der Bärtige fragte, ob der Schuster ihm neue Sohlen machen würde. Der Schuster wollte dafür sein Dach ausgebessert haben; die Schindeln lägen schon bereit. Das träfe sich gut, meinte der Bärtige, es sei sein Fach. Sie wurden einig, und der Schuster machte sich über die Schuhe her, während der andere, vom Gefährten begleitet, das Dach bestieg. Nachdem einige Schindeln gesetzt waren, mußte der Freundliche zu größerer Sorgfalt mahnen. „Du wirst nie klug werden“, bekam er zur Antwort. „Ist das denn mein Haus?“ — „Nicht dein Haus“, sagte der Freundliche betrübt, „aber dein Versprechen.“ — Als man fertig war, lobte jeder seine Arbeit. Der Bärtige meinte, das Dach sei nun bestimmt regenfest, der Schuster, mit diesen Sohlen laufe man bis an das Ende der Welt.

Die Wandersleute waren eine halbe Stunde gegangen, als es zu regnen begann. Zufrieden sah der Bärtige auf seine Schuhe und war froh, aus der Nähe des Schusters zu sein. Plötzlich blieb er mit finsternen Augen stehen. „Solch ein Betrug! Sieh dir die Sohlen an! Wie gut, daß ich sein Dach nicht besser deckte!“

Endlich erreichten die Gefährten ihre Stadt. Sie lag da, wie aus tausendjährigem Schutt gegraben. Hungernd irrten die Menschen umher. Der Anblick bedrückte den Freundlichen. Der Bärtige hingegen begann mit einem Manne zu feilschen, und da der Handel offenbar gelingen wollte, sah sich der Freundliche verabschiedet und allein.

Bekümmert ging er weiter, fand aber nicht, was er suchte. Während er nach Freunden ausschaute, um sie nach seiner Mutter zu fragen, kam er auf den Marktplatz. Dort sprachen Männer zu einer großen Menschenmenge. Die Fenster des Domes, der von Rauch geschwärzt und ohne Dach war, starteten düster auf die Versammelten nieder. Die Redner stritten, und die Zuhörer murzten. Zuletzt trat einer auf, der wahllos Worte durcheinander warf und nur so tat, als spräche er vernünftig. Das machte Eindruck auf die Menge, und sie gab diesem Redner Beifall. Zugleich versuchte man ihm nachzuahmen und so zu tun, als ob man rührig schaffe. Der Bäcker tat fortan nur so, als backe

er Brot, und der Schneider, als nähe er einen Rock. Der Kaufmann tat nur so, als wiege er ehrlich, und der Hüter der Ordnung, als wache er. Auch die Ratsherren taten nur so, als bekümmere sie das Wohl der Bürger, und die Regierenden, als brächten sie dem Lande Frieden.

Der Freundliche wußte nicht, was er von dem Treiben halten sollte. Während er vor sich hinsann, wurde er von einem Männlein begrüßt, das ihn seit Kindertagen kannte und stets zur Rechtschaffenheit ermahnt hatte. „Was stehst du weltverloren in der Menge, mein junger Freund?“ begann das Männlein. — „Ich kann mit der Unehrllichkeit nicht einig werden.“ — „So sei kein Tor“, hob sich das Männlein flüsternd auf die Zehenspitzen. „In dieser Zeit muß man so tun, als ob man ehrlich wäre. Soll es wohl Gottes Wille sein, daß die Gerechten untergehen?“

Lange noch irrte der Freundliche umher. Die Betrübniß hatte ihm schon die Stirn gesenkt, als er seine Mutter fand. Sie lag auf dem Friedhof, und der Mann setzte sich auf ihr Grab und weinte. Plötzlich war ihm, als frage jemand: „Warum weinst du, Kind?“ — „Die Welt ist mir fremd geworden, Mutter“, sagte er traurig, „und mein Herz ist leer.“ — „Warte!“ hörte er sagen. „Warte bis zur Nacht!“

Dunkel hoben sich die Kreuze gegen den Himmel. Schweigend stand der Wald, und der Mann wartete, was geschehen werde. Auf einmal blinkte etwas auf der Erde. Dann begann es hier und dort und allerorts hervorzusickern und zu fließen. Der Mann ging hinzu und sah in jedem Grab ein Herz. Manche waren tot und verdorrt, andere tröpfelten ein wenig. Wieder andere waren wie silberne Brunnlein, strömend ohne Ende. Die Bächlein aber, die licht über die dunkle Erde rannen, ergossen sich mit feinem Klingen und tröstlichem Geflüster ins Land. Als der Mann sich wieder dem Grabe der Mutter zuwandte, sah er, daß auch ihr Herz ein silbernes Brunnlein war. Er ging dem Bächlein bis zu der Stelle nach, wo es den anderen zufloß. Dort beugte er sich nieder, um etwas vom Geflüster zu erlauschen. Er hörte: „Komm mit und fülle dein Herz!“ Da folgte er dem silbernen Fluß bis zum Morgen. Als die Sterne verblaßten, stand er in einer Waldau.

Von den fernen Wohnstätten begannen Rauchfäden in den klaren Morgen zu steigen. Stärker und stärker schwellen Geräusche an. Bald wuchs aus ihnen ein Gewirr von Stimmen des Haders, der Lüge, der Verführung, breitete sich unter dem Himmel wie ein Rauchpilz und beschattete düster die Erde. Schwefeldunst sank langsam hernieder, und wo die silbernen Brunnlein in heimlicher Stille Glanz und Gedeihen hingetragen hatten, welkten die Blätter und dorrt der Halm. Furcht befiel den Mann bei diesem Anblick. Aus den silbernen Wassern aber, die nun versiegten, flüsterte es: „Fülle dein Herz und schweige!“

Als der Einsame sich umsah, wo er bleiben könnte, entdeckte er eine Hütte. Sie war aber so beschaffen, daß ihn schauderte. Also blieb er im Freien, setzte sich unter einen Baum und sah in das Land.

Je höher der Tag stieg, desto mächtiger wurde der Rauchpilz unter dem Himmel. Das Herz des Mannes begehrte auf. Es verlangte, sei es auch ungehört, dem Stimmengewirr zu antworten. Der Mann aber zwang sein

Herz zum Schweigen, bis es leßte, nach innen zu lauschen. Da hörte es klingendes Tröpfeln, das um so rascher wurde, je mehr sich die Sammlung des lauschenden Herzens vertiefte.

In der Nacht brachen die Brunnlein wieder auf, die erschöpfte Erde zu beleben. Auch der Mann fühlte sich gestärkt. Er tauchte die Hände in den silbernen Fluß und vernahm: „Fülle dein Herz und richte die Hütte!“ Dabei wurde ihm eine Axt zugetragen.

Bei Anbruch des Tages versiegte der Fluß. Wieder wuchs das Stimmengewirr auf, beschattete die Erde und vergiftete, was gedeihen wollte. Auch die Waldau welkte dahin. Nur der Lärm drang nicht mehr ein; das Schweigen umfriedete den Flecken.

Der Mann nahm die Axt, ging in den Wald und schlug Holz, um die Hütte zu richten. Zuerst dichtete er die Wände, dann das Dach, wozu er aus dem Holze Schindeln schnitt, von denen eine genau der anderen glich. Danach zimmerte er einen Tisch, zwei Stühle und eine Lagerstatt. Er machte alles so sorgfältig, daß sein Herz ungeduldig wurde. Doch der Mann wachte streng über seine Hände, daß sie auch das Kleinste vollkommen taten. Es ging wundersam zu. Im Anfang schien es, als würde die Hütte in Ewigkeit nicht gerichtet sein, am Abend war sie dennoch fertig.

Als der Nachtwind in den Baumkronen saß, fuhr eine Gesellschaft vor und betrat übermütig die Hütte. Die Männer und Frauen betrachteten die Armut im Raume, und es gab nichts, was sie nicht bespöttelten. „So hast du den ganzen Tag gewerkt, nur um die Armut herauszuputzen?“ lachte einer. — „Gefährte“, sagte ein anderer, „du wirst dein Lebtage nimmer klug; das sah ich schon auf unserer Wänderschaft. Sieh mich! Ich weiß zu leben.“ — Da der Mann zu dem Gerede schwieg und auch die dargebotenen Reste des Gelages unberührt ließ, fuhr die Gesellschaft davon.

Kaum hatte der Mann den Raum gekehrt, vernahm er leises Klopfen. Darauf trat ein Fremder ein. Er sah sich in der Hütte um, nickte zufrieden und setzte sich an den Tisch. Dann nahm er ein Brot, brach es und gab dem Manne zu essen, wobei sein Angesicht zu leuchten begann, daß der Einsame die Augen verdeckte. Als er die Hände wieder senkte, war der Fremde verschwunden. Nur das Leuchten war zurückgeblieben und erfüllte die Hütte. Verwundert lief der Mann hinaus. Er sah nur die Sterne über dem dunklen Wald und die Wasser der silbernen Brunnlein. Sinnend ging er zum Fluß, um abzuspuhlen, was noch unrein war in seinen Händen. Die Wasser aber führten ihm einen Spaten zu und flüsterten: „Fülle dein Herz und richte den Acker!“

Am nächsten Morgen nahm der Mann den Spaten und brach das Land. Es war schwerer Boden, von Steinen und Wurzeln durchsetzt. Oft wollte das Herz müde werden und meinte, man dürfe lässiger verfahren; ein paar Steine könnten nichts schaden. Der Mann aber wachte streng über seine Augen und gab nicht zu, daß, wo er grub, ein Stein im Boden blieb. Schon stand die Sonne im Mittag, und das Werk war wenig gedeihen. Doch ruhig warf er Scholle um Scholle, zerstiess sie mit dem Spaten, durchschnitt die Wurzeln und sammelte die Steine. Und wieder ging es wundersam zu. Die Sorgfalt, die zuerst das Werk zu lähmen schien, verlieh ihm gegen Ende Flügel. Der Abend sah den Acker umgebrochen und die Steine geschichtet.

Müde setzte sich der Mann nieder. Da kam die übermütige Gesellschaft mit lautem Hallo angefahren. Der von vier Pferden gezogene Wagen hielt, und ein Mann wies lachend auf die Steine: „Wandelt er nicht auf steinigten Pfaden?“ — Die anderen lachten mit, worauf sich eine reichgeschmückte Frau vernehmen ließ: „Wir kommen gerade von der Hochzeit des Gefährten, die ihm ein großes Landgut eingebracht hat. Was ist dagegen dieser kleine Acker!“ Danach fuhr die Gesellschaft weiter.

Der Mann sah dem Wagen nach. Plötzlich wurde sein Blick von einem seltsamen Leuchten angezogen. Es kam vom Acker, über den der Fremde mit schwingender Rechten schritt. Als er gesät hatte, entschwand er. Lange schaute der Einsame vergeblich in alle Richtungen. Schließlich ging er zu den silbernen Wassern und hörte sie flüstern: „Fülle dein Herz und jäte das Unkraut!“

Der folgende Tag fand die Waldau verändert. Sie welkte nicht wie sonst dahin. Das Stimmengewirr wuchs wie alle Tage empor und vergiftete mit Schwefeldünsten die Erde. Über die Waldau schwebten sie jedoch hinweg und trafen nur noch die Wipfel der Bäume.

Fröhlich machte sich der Mann an die Arbeit. Doch wo er ein Unkraut ausriß, schoß ein neues aus der Erde. Schon brannten ihm die Hände, des Unkrautes war jedoch nicht Herr zu werden. Da warf sich der Mann verzweifelt zur Erde. Sogleich hörte sein Herz statt des klingenden Tröpfens ein leises Rinnen, wie wenn es sich entleere. Es dachte an die verdorrten Herzen in den Gräbern und pochte so ängstlich, daß der Mann die Arbeit wieder aufnahm, um, wenn auch nicht der hoffnungslosen Mühe, so doch der Leere seines Herzens zu entgehen.

Kaum hatte er das erste Unkraut ausgerissen, fiel schon der erste Tropfen in das Herz. So blieb es, und der Einsame begann das Unkraut um der Fülle seines Herzens willen fast zu lieben. Er sah, daß auch im Unkraut Segen war, und damit kam die Wende. Sobald er nun ein Unkraut riß, hing schon ein zweites an der Hand, und bis zum Abend war das Werk vollendet.

Wieder kam die Gesellschaft vorübergefahren. Diesmal wurde der Wagen von zwei Pferden gezogen. „Schaut“, witzelte einer, „Unkraut ist der Mühe Lohn!“ — „Wenn du“, ließ sich ein zweiter hören, „der Plage überdrüssig bist, entschieß dich rasch und folge dem Gefährten! Er hat zuviel gewagt und ist nun auf der Flucht.“ Darauf ließ man die Peitsche knallen, und knarrend setzte sich der Wagen in Bewegung.

Die Nachricht über den Gefährten gab dem Mann noch lange zu sinnem. So sah er nicht, daß der Fremde währenddessen um den Acker schritt. Erst als Feuer in das Unkraut fiel, erwachte der Einsame aus seinen Gedanken und blickte auf. Da war der Fremde aber schon verschwunden. In dieser Nacht raunten die Wasser geheimnisvoll: „Fülle dein Herz und bereite den Weg für jene, die bald kommen werden!“

Bevor der Mann anderntags mit dem Bau des Weges begann, sah er nach seinem Acker. Das Korn stand hoch im Halm und harrete nur der letzten Reife.

Frohen Mutes legte er alle Kraft in sein Beginnen und sah erst auf, als die Abendröte seine Hände traf. Dabei gewahrte er, daß die Wipfel der Bäume

frisch geblieben waren. Noch galt es aber, das Werk zu vollenden, und so lange gehörten die Gedanken ihm allein.

Endlich — es war schon dunkel geworden — konnte sich der Mann aufatmend niedersetzen. Er meinte, die Gesellschaft würde bald vorüberkommen. Zwar war ihr Reden und Gehabe lästig, doch hätte er gern über den Gefährten mehr erfahren. Als niemand kam, begab sich der Mann zum silbernen Fluß. So tief er sich über ihn beugte, heute konnte er das Geflüster nicht verstehen. Nur ein neues Werkzeug wurde ihm zugetragen. Es war eine blinkende Sense.

Nachdenklich und ein wenig traurig wollte er zur Hütte gehen. Da sah er eine leuchtende Gestalt den Weg entlangwandeln. Nun war sie ganz nahe und sprach: „Du hast mehr gesammelt als Steine. Du hast nicht nur aus dem Acker Unkraut gejätet. Viele suchen den Weg; du hast ihn ohne Fehl bereitet. Jetzt ernte aus der Fülle!“ Hiernach wandte sich die Lichtgestalt dem Walde zu, der sich weit öffnete. Je mehr sie sich entfernte, desto größer wuchs sie auf. Als ihr Haupt bis zu den Sternen reichte, schloß sich der Wald und stand in schwarzem Schweigen. Der Mann aber starrte noch lange regungslos in jene Richtung.

Die Erscheinung stand ihm noch vor Augen, als er am nächsten Morgen mit dem Schnitt des Kornes begann. Immer wieder hielt er ein und schaute auf den dichten Wald. Endlich straffte er sich und fuhr mit ununterbrochenem Schwunge ins Korn, daß Schwaden um Schwaden niedersank.

Später wurde die Sonne von regenschweren Wolken verhangen. Sorgenvoll sah der Schnitter zum Himmel und beschloß, zunächst das geschlagene Korn einzubringen. Er raffte es in Eile zu Garben und trug es auf den Dachboden. Während dieser Arbeit zogen die Wolken, ohne sich zu entladen, vorüber, und der Acker stand in gleicher Fülle wie am Morgen.

Der Mann dachte an die Hungernden und ließ erneut die Sense schwingen. Da kam die Gesellschaft vorbeigezogen. Die Leute waren zu Fuß und übel zugerichtet. Mit übernächtigen Gesichtern blickten sie umher und seufzten: „Ja, hier ist gut sein!“ Dabei ließen sie sich im Grase nieder und schauten dem Schnitter zu, der seine Sense ruhig schwang und sich nicht umsah.

„Das also“, sagte schließlich einer, „ist nun offenbar geworden: Man kann wohl Menschen täuschen, doch nicht die Natur. Sie fordert unerbittlich ihren Preis und straft mit Not und Untergang, wenn man versucht, mit falschem Schein und Wort zu zahlen.“ — „Drum hätten wir“, fiel ihm ein Zweiter in die Rede, „darüber wachen müssen, daß sie ihren Preis bekam; zwar nicht von uns, die wir der Not am fernsten standen. Von jenen, meine ich, die ihr zuerst verfallen mußten.“ — „Ja“, mischte sich ein Dritter ein, „wenn erst das Volk der Not verfällt, dann enden auch für uns die guten Zeiten. Und überdies wird's zur Gefahr, wie wir heut nacht am eigenen Leib verspürten.“

Ein anderer stand unbemerkt auf und trat dem Schnitter näher, bedacht, nicht in den Schwung der Sense zu geraten. Dann fragte er, daß die andern es nicht hören konnten: „Hast du nicht Raum in deiner Hütte? Ich habe einen Edelstein gerettet und würde dich damit bezahlen.“

Er wiederholte seine Frage und pries den Wert des Edelsteines. Da er keines Blickes gewürdigt wurde, kehrte er unwillig zu seinen Freunden zurück

und sprach leise mit ihnen. Als bald entfernte man sich. „Ihr habt eures Auftrages nicht gedacht!“ rief ihnen eine der Frauen nach. „Dein Gefährte“, wandte sie sich nun zum Schnitter, „erbittet von dir Zeugnis. Er hofft, daß ihn dein guter Name retten werde. Doch eilt es sehr. Das Urteil ist gesprochen, und morgen soll er schon gerichtet werden.“

Der Schnitter dachte an die Hungernden und ließ die Sense schwingen. Stunde um Stunde verran. Nun hatte er für sich genug. Was auf dem Halme stand, sollte den Hungernden bleiben. Wiederum raffte er die Garben und brachte sie ein. Als dies geschehen war, stand der Acker in Fülle wie am Morgen.

Während der Einsame im Geiste noch schaute, wie sich die Darbenden erfreuen würden, nahten Menschengescharen. Sie liefen querfeldein, und ihre Augen griffen schon von ferne nach den Ähren. Freundlich wollte ihnen der Mann zurufen, daß es für alle reichen werde, doch als er die Gesichter sah, hielt er sein Wort zurück.

Wie eine Heuschreckenwolke befahl die Menge den Acker. Jeder raffte, soviel er konnte, zertrat, zerstampfte, stieß und keuchte, nur um den anderen vorzukommen. Es dauerte nicht lange, und der Acker war verwüstet. Wenige hatten geringen Gewinn, und als sie ihn, gestoßen und gezerzt, in Sicherheit zu bringen suchten, hielten sie Disteln in den Händen und stachen sich blutig. Mit einem Fluche warfen sie die Beute weg und stürzten wie ein Rudel Wölfe den Verführern nach, die schreckensbleich das Weite suchten.

Der Einsame hatte sich in die Hütte zurückgezogen. Verbitterung, Zorn und Wehmut umstritten lange seine Seele. Das Schweigen des Mundes brachte allmählich auch den Sturm in seiner Brust zum Schweigen, und nur die Wehmut blieb.

Längst hatte die Nacht den Frevel zugedeckt, als der Mann aus der Hütte trat, zu den Sternen aufsah und müden Schrittes zu den silbernen Wassern ging. Dort ließ er sich nieder und blickte vor sich hin, ohne des tröstlichen Geflüsters zu achten. Es wurde lauter und lauter, bis es nicht zu überhören war: „Laß dein Herz fließen und rede!“

„Zu wem soll ich reden?“ dachte er. „Für wen soll mein Herz fließen? Und wenn der Acker dastünde wie am Morgen, wem könnte ich von seinem Reichtum geben, wo das Gesegnete dem Würdelosen doch nicht fruchtet?“ Er kehrte zur Hütte zurück und legte sich nieder.

Niemand kann nach Bösem trachten, ohne zuletzt dem Guten zu dienen. Es bedarf nur der Geduld, dies zu erfahren. Als die Verführer im Land und in der Stadt von dem wundersamen Acker erzählten, hörten es auch einige der Ärmsten, die schon bei einer Handvoll Brot genügsam waren und von dem Wenigen noch gaben, weil ihre Menschenwürde größer als der Hunger war. Sie meinten, wenn es einen solchen Acker gäbe, dann liege es an dem, der ihn bestelle. So folgten sie den andern von fern, um bei dem meisterlichen Mann zu lernen. Da sie den Acker schon verwüstet fanden und nicht gleich wagten, ihre Bitte vorzutragen, zogen sie sich zurück und lagerten unweit der Waldau. Am Morgen aber sah der Einsame ein Häuflein Menschen auf dem Weg, den er bereitet hatte. Er zählte etwa vierzig Männer und Frauen. Fragend richtete

er den Blick auf sie, und einer sprach: „Meister, wir sind gekommen, daß du uns unterweisest.“

Ohne daß der Einsame es hindern konnte, begann sein Herz zu fließen. Nachdem er das Häuflein gesättigt hatte, ließ er es im Halbkreis lagern und begann von der Verderbnis des Wortes zu reden, indem er auf den Rauchpilz wies, der wieder unterm Himmel schwelte. Das Erstaunen der Zuhörenden wurde zum Schrecken, als sie das Verhängnis der Menschenrede in solch düsterer Unheimlichkeit über ihren Häuptern sahen.

Darauf sprach der Meister vom Schutzwall des Schweigens, von der Leere und Fülle des Herzens, von den belebenden Wassern der silbernen Brännlein und von der Treue im Kleinsten, die in der Seele erst das Göttliche erwecke und langsam, aber stetig, zu dem Größten führe. Sein im Schweigen erstarktes Wort war mächtig. Es entschleierte die Lüge, deutete die geheimen Gesetze der Erde, um zuletzt bis vor die Ewige Weisheit zu führen, die sich weder als Befehl, noch Drohung, noch Rache offenbarte, sondern als harrende Geduld von Anbeginn, daß der Mensch in sich das Göttliche erwecken und Herr auf dieser Erde werden würde.

Hiernach wollte sich der Einsame zu seiner Hütte wenden. Er wurde aber umringt, und alle riefen: „Meister, bleibe bei uns, denn wir haben erkannt, wie tief unser Irrtum wurzelt!“ — „Ich will bleiben“, erwiderte er, „doch sei beschlossen, daß der von uns scheide, der gegen die Treue im Kleinsten fehlt.“

Der Meister ging ihnen nun im Schweigen voran, und wiewohl vierzig Menschen in der Waldau lebten, waren sie von Stille umgeben. Am nächsten Tage aber, während sie die Hütten richteten, brachen einige, in denen die Gewohnheit, zu reden, übermächtig war, das Schweigen. Da gab ihnen der Meister das Zeichen zu gehen.

Einige verkannten die Armut und ließen statt ihrer die Unordnung in die Hütte. Einigen trieb der Acker keine Frucht, anderen wurde die Frucht auf dem Halm vom Unkraut erstickt. Wieder anderen wollte der Weg nicht geraten. Zwar war der Anfang gut, doch gegen Ende verlor sich die Sorgfalt.

Der Meister, der von einem zum andern ging, sah alles, und das Häuflein lichtete sich, bis zuletzt elf verblieben. Diese gewannen solch reiche Ernte, daß sie den Überfluß nicht bergen konnten. Deshalb machte sich der Meister mit sechs Männern auf, um den Hungernden von ihrem Überfluß zu künden.

Sie brachten den Niedergedrückten Hoffnung, und viele folgten ihnen. Wiederum waren nur wenige auserwählt. Aber die Gemeinschaft wuchs stetig, dämmte das Haltlose, erweckte das Göttliche in der Seele und verdrängte langsam die Not.

So richteten sich die Augen des Landes auf den Meister, um ihn, das Vorbild aller, zum Herrscher zu erheben. Da erließ er folgende Botschaft: „Kein Mensch ist berufen, über Menschen zu herrschen. Im Herzen herrsche die eigene Würde, auf Erden die Treue im Kleinsten und Größten und über den Sternen die Weisheit des Schöpfers. Doch will ich für euch wachen, daß die Treue unter uns bleibe. Wo sie lebt, stirbt die Not.“

Und das Volk hörte es.

Literarische Rundschau

Germany's Underground

Allzu lange hat man sich außerhalb Deutschlands und vor allem in den Ländern der Siegermächte mit der einfachen und bequemen Vorstellung begnügt, daß das deutsche Volk widerstandslos seinen verderblichen Führern in Verbrechen und Verderben gefolgt sei. Zum Beweise hat man darauf hingewiesen, daß bis zu dem mißglückten Versuch vom 20. Juli 1944 kein ernsthafter Aufstand gegen das nationalsozialistische Regime erfolgt sei, und selbst jenen mißglückten Versuch hat man allzu lange als eine bloße Revolte verärgelter Offiziere und konservativer Politiker ausgegeben.

Diese Vorstellung ist deshalb so verhängnisvoll gewesen, weil sie zu einer bedingungslosen Gesamtverurteilung des deutschen Volkes und zu einer Politik der Sieger geführt hat, die dieser Theorie der „Kollektivschuld“ entsprochen hat. Erst nach und nach sind die Tatsachen bekanntgeworden, die jener Vorstellung widersprechen, zu spät, um noch auf die Konzeption der Deutschlandpolitik der Sieger Einfluß zu gewinnen, aber früh genug, um der historischen Wahrheit zum Siege zu verhelfen und zugleich eine vernünftige Revision jener Politik in den Augen der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigen. Wenn wir uns ein wahres Bild von dieser furchtbaren Epödie der Geschichte machen wollen, müssen wir aber nicht nur bestimmte Tatsachen kennen, die die Existenz eines kräftigen deutschen Widerstandes beweisen, sondern auch Verständnis gewinnen für den einzigartigen soziologischen Mechanismus, den ein totalitärer Staat darstellt. Auch um dieses Verständnis zu gewinnen, hat die demokratisch-liberale Welt einige Zeit gebraucht. Der Umstand, daß gleichzeitig ein anderes totalitäres Regime fortfährt, das nötige Anschauungsmaterial zu liefern, und daß die Literatur über diesen anderen Fall immer reichhaltiger geworden ist, hat sicherlich auch das Verständnis für die Lage gefördert, in der sich das deutsche Volk unter einem solchen totalitären Herrschaftssystem befunden hat.

Macht man sich das klar, so erkennt man, daß jede ernsthafte Studie über den deutschen Widerstand zugleich ein Stück Geschichte und ein Stück Soziologie darstellen muß. Wie das von dem besonders vollständigen und zuverlässigen Buche Rudolf Pechels (des verdienstvollen Herausgebers der „Deutschen Rundschau“), das den Titel „Deutscher Widerstand“ trägt, gilt, so nunmehr auch von dem Buche des Amerikaners Alan Welsh Dulles. Während die besondere Qualifikation Pechels darin besteht, daß er nicht nur als ein in Deutschland gebliebener Deutscher, sondern auch als einer der führenden Köpfe des deutschen Widerstandes selbst unmittelbar über die Tatsachen und die Soziologie des Geschehens unterrichtet ist, ist diejenige von Dulles eine andere. Von 1942 bis zum Kriegsende war er der Leiter einer in Bern wirkenden amerikanischen Informationsstelle (Office of Strategic Services), deren Hauptaufgabe es gerade war, die deutsche Oppositionsbewegung zu beobachten und mit ihr in Fühlung zu treten. Durch diese Funktion ist Dulles wie kaum ein zweiter in den Besitz von Informationen gekommen, die um so wertvoller sind, als nur wenige der Führer des deutschen Widerstandes am Leben geblieben sind. Wir schulden ihm daher aufrichtigen Dank, daß er von seinem Wissen nunmehr in einem lebendigen und in jeder Beziehung vertrauenerweckenden Buche eine allgemein zugängliche Darstellung gibt. Der Wert dieser Schrift liegt nicht nur darin, daß der Verfasser soviel Interessantes weiß, sondern daß er ein so geschierter und gerecht abwägender Beobachter ist, der gerade, weil er die Dinge von außen und als Amerikaner sieht, das Wesentliche besonders gut erfaßt.

So ist ein Buch entstanden, das Dank und Zustimmung verdient. Wenn auch die darin mitgeteilten Tatsachen im deutschen Sprachbereich durch die Bücher von Pechel, Schlabendorff, von Hassell und Gisevius bereits bekannt sind, ist es nicht nur interessant, sie noch einmal von einem bestimmten Standpunkt aus dargestellt zu sehen. Wichtig ist auch, daß

Dulles manches Detail, das bisher unbekannt war, nachzutragen weiß. Dabei kam ihm zugute, daß er in vollem Umfange über das Beweismaterial der Nürnberger Prozesse verfügen konnte. Dem steht freilich eine Schwäche gegenüber, die unvermeidlich war. Sie besteht darin, daß Dulles von den Berichten derjenigen abhängig ist, mit denen er in Verbindung stand und die er für die zuverlässigsten hielt. Es ist offensichtlich, daß seine Hauptquelle Gisevius gewesen ist. Das Studium der historischen Wahrheit setzt daher voraus, daß andere Darstellungen, die dieser — umstrittenen — Quelle widersprechen, zum Vergleich herangezogen werden. Die Abhängigkeit von den mehr oder weniger subjektiven Berichten anderer ist auch zu berücksichtigen, wenn Dulles Urteile über die einzelnen Figuren der deutschen Widerstandsbewegung fällt, die er ja gewiß nicht alle persönlich gekannt hat. Um so bemerkenswerter ist es, wie sicher und treffend diese Urteile, im ganzen erscheinen. Dasselbe gilt von dem Verständnis für das deutsche Milieu, das Dulles in seinem Buche beweist.

Wir dürfen sagen, daß es sich um ein kluges und nobles Buch handelt, das durch Ernst und Redlichkeit, die jeden billigen Effekt verschmäh, den Rang einer wissenschaftlichen Quelle verdient hat, an der weder der Historiker noch der Soziologe vorbeigehen darf. Am höchsten aber ist es dem Verfasser anzureden, daß er mit einem so wertvollen Buch offen und mutig einen Riesenstein von dem Wall der Vorurteile abgetragen hat, die einer konstruktiven Politik im Zentrum Europas entgegenstehen. Wilhelm Röpké

Wahrheitsnahe Geschichtsschreibung

„Wahn und Wirklichkeit“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) heißt das bedeutendste Buch, das seit der bedingungslosen Kapitulation in Deutschland erschienen ist. Auf 400 Seiten wird nicht weniger als ein Abriss der Nazi-Außenpolitik von 1933 bis 1945 gegeben sowie aller Ereignisse, die mittelbar außenpolitisch gewirkt haben. Als Verfasser zeichnet Erich Kordt, ein junger Diplomat, der sich durch seinen Geist, seinen Mut und sein

tatkräftiges Handeln in der deutschen Widerstandsbewegung einen Namen gemacht hat. Als Mitherausgeber wird Karl Heinz Abshagen genannt, der unter die Zahl jener begabten Auslandskorrespondenten zu zählen ist, die sich allezeit selbst treu blieben.

So berichten hier zwei Männer, die sehr vieles aus eigener Erfahrung beisteuern können und den Blick für Wesentliches und Unwesentliches in hohem Grade besitzen. Auf diese Weise entstand ein Buch, dem wir vorbehaltlos zugestehen, daß es zur Förderung der Einsicht und damit zur Läuterung des deutschen Volkes ebenso wie zur Hebung der Meinung der Welt über Deutschland beizutragen vermag. In vorbildlicher Klarheit und einer im besten Sinne wissenschaftlichen Art wird nicht über die Ereignisse von 1933 bis 1945 geschrieben, sondern die Ereignisse werden sozusagen selber vorgeführt. Von der Politik der einseitigen deutschen Vertragsverletzung angefangen, über das ständige und dadurch schuldhaft gewordene Nichthandeln der Alliierten wird ein erregendes historisches Bild gegeben bis zu der schamlosen Entschlußfassung Hitlers, unter allen Umständen einen Krieg herbeizuführen, und dem, was daraus entstand. Dabei wird dem Eingehen Sowjetrußlands auf Hitlers Pläne eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Alle Phasen der nazi-sowjetischen Beziehungen mit den zwei Besuchen Ribbentrops in Moskau und dem Symposium zu Ehren des „Dritten Reichs“ im Kreml sowie dem Besuch Molotows in Berlin, werden eingehend erörtert. Auch manche bisher unbekannte Äußerungen Stalins über die westlichen Alliierten und die Türkei werden wiedergegeben. Es scheint auch nicht unwichtig zu sein, darauf hinzuweisen, daß in Fußnoten die Daten und Nummern der inhaltlich wiedergegebenen Telegramme zwischen dem Auswärtigen Amt und der Moskauer Botschaft genau vermerkt sind. Die Überfälle auf Österreich, die Tschechoslowakei, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen werden natürlich auf ihre wohlgedachte Absicht untersucht. Es würde hier zu weit führen, die in dem Buch erörterten Themen alle aufzuzählen. Vermerken wir jedoch noch, daß die unheilvolle Rolle der deutschen Generalität an Hand erschütternder Beispiele — so der Berichterstattung des deut-

schen Militärattachés in Washington, des Generals von Bötticher — in ihrer beklagenswerten Nichtigkeit den ihr gebührenden Platz erhält. Dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli 1944 mit der anschließenden Mordaktion Hitlers wird der Sinn gegeben, vielen erst die Augen geöffnet und sie so hell-sichtig gemacht zu haben, daß die letzten Befehle des „Führers“, wodurch die Lebensgrundlage des deutschen Volkes vernichtet und Millionen Ausländer ermordet werden sollten, nicht mehr ausgeführt wurden.

„Wahn und Wirklichkeit“ ist ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, der künftig von keinem Historiker oder historisch Interessierten übergangen werden kann. Aber auch alle Politiker, die sich mit dem Problem Europa befassen, werden, wenn sie ihre Aufgabe ernst nehmen, darauf zurückgreifen müssen. Sie mögen die Interdependenz der europäischen, ja der Weltpolitik daraus ersehen und nachlesen, wie offen un³ deutlich auf die deutschen Fehler, Vergehen und Verbrechen hingewiesen wird, ohne die Mitbeteiligung der anderen Nationen an der Gesamtentwicklung zu verheimlichen. Mögen die Nationalsozialisten das Völkerrecht auch derart mit Füßen getreten haben, daß es uns heute nicht gut ansteht, überheblich darauf zu pochen, so steht fest, daß auch die anderen zur weiteren Relativierung dieses Völkerrechts beigetragen haben und daß „die Schranken, die nach dem bisher geltenden Völkerrecht auch für den Eroberer in besetzten Gebieten galten, niedergebrochen sind“.

Es ist ein Glück, daß dieses Buch von einem Praktiker, der die wahren Beweggründe der einzelnen Aktionen aus persönlichem Miterleben kennt, geschrieben wurde und nicht von einem gelehrten Historiker, der an Hand einer Aktionen-Kette die Beweggründe hineininterpretiert und dabei, wie die Weltgeschichte lehrt, geneigt ist, manchen Vorgang schon deshalb als erhaben zu betrachten, weil er mit dem Blut von Millionen Menschen besiegelt worden ist.

Natürlich bedarf auch das Buch „Wahn und Wirklichkeit“ für eine spätere Neuauflage noch mancher Präzisierung und Ergänzung. So müßte bei Erwähnung des Eingriffs Hitlers in die Schlachtenplanung bei Dünkirchen, eines Eingriffs, der sich

militärisch bitter gerächt hat, darauf verwiesen werden, daß Hitler ein Jahr später in sämtlichen militärischen Dienststellen und Archiven durch ein Sonderkommando alle schriftlichen Aufzeichnungen und Befehle um diese „Tat“ sammeln ließ, die er dann persönlich in Berchtesgaden verbrannte: damit die Geschichtsschreibung nichts von der größten „Tat“ des „größten Feldherrn aller Zeiten“ vermelden sollte! Diese These, daß moralisch zu verurteilende Handlungsweisen allen Völkern gerechtfertigt erscheinen, wenn sie einen dauerhaften Erfolg herbeiführen, kann nicht verallgemeinert werden, da beispielsweise Napoleon das Gegenteil eines dauerhaften Erfolges erzielte und leider doch bei der Masse „gerechtfertigt“ erscheint. Auch ist es gefährlich, einen Begriff wie „die deutsche Gesandtschaft in Bern“ eindeutig zu gebrauchen, da es auch in Bern gute wie böse Strömungen gab und obendrein noch einen deutschen Missionschef, dem Gott nicht jene Gaben in die Wiege gelegt hatte, die einem leicht Feinde verschaffen, wodurch vielleicht sein intermittierender Charakter bedingt war. Auch untersucht Erich Kordt vielleicht einmal später, weshalb gerade solche ansonsten willfährigen Werkzeuge der Nationalsozialisten aus Diplomatie und Generalstab über die Schweiz „bremsend“ und wohlwollend berichteten, die auf dieser „Insel des Friedens“ ihre privaten oder schwiegerväterlichen Kapitalien investiert hatten.

Man hat bei der Lektüre von „Wahn und Wirklichkeit“ fast auf jeder Seite den Eindruck, daß der Verfasser noch vieles zu den Themen weiß, sich aber aus allen möglichen Gründen gehemmt fühlt, es zu sagen. Aber um der Zukunft willen müßte alles gesagt werden. Denn bisher hat sich die Welt nicht gebessert, weil die meisten Menschen nicht bereit oder fähig waren, über die nüchterne Realität der Charaktere und Erscheinungen ihrer Zeit präzise nachzudenken, hingegen sich die Wenigen, die dazu bereit und fähig waren, sich nicht willens zeigten, das Ergebnis ihrer Erfahrungen und Denkarbeit getreu zu äußern und zu überliefern. Die mutigen Ausnahmen, die gleichwohl ungeschminkt und rücksichtslos berichtet haben, wurden von der „Wissenschaft“ überrundet, oder sie wurden verleumdet und fielen der Ablehnung oder Vergessenheit aller Epochen anheim.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir in dieser Hinsicht einer neuen Art von Geschichtsschreibung entgegengehen. Die Veröffentlichungen von Byrnes, Bullitt, Reynaud und selbst die Tagebücher eines Ciano, um nur einige wenige herauszugreifen, deuten in diese Richtung. Und so ist auch das Buch „Wahn und Wirklichkeit“ ein erster Schritt auf dem Wege einer neuen, der „Großartigkeit“ fern, der Wahrheit aber näheren Geschichtsschreibung. (Und gerade deshalb fragt man sich um so mehr, warum das Buch einen so grausamen Kriminalroman-Umschlag erhalten hat.)

Hanns-Erich Haack

Wiederaufbau der Welt

Die vollständige Ausgabe der Reden Dr. Frank N. D. Buchmans, „Remark- ing the World“, Bladford Press, London 1947, erscheint zu einer Zeit, da die Weltkrise einem neuen dramatischen Höhepunkt entgegengeht und die Staatsmänner sich ebenso verzweifelt wie erfolglos bemühen, den Völkern wieder Frieden und Sicherheit zu geben. Der heute 69jährige gab seiner letzten Rede auf der Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung im Sommer dieses Jahres den Titel „Die Antwort auf die Krise“. Sein ganzes Lebenswerk, das sich in diesem Bande widerspiegelt, stand unter diesem Leitgedanken. — Frank Buchman hat die Krise von vornherein als eine moralische und geistige erkannt. Mit prophetischem Scharfblick sagt er: „Die Völker versagen, weil sie verzweifelt versuchen, die moralische Apathie mit wirtschaftlichen Mitteln zu bekämpfen. Die Menschen erkennen nicht den Materialismus und den ihm zugrunde liegenden moralischen Zusammenbruch, und so wissen sie auch kein Heilmittel dagegen. Sofern wir uns nicht mit der menschlichen Natur gründlich und durchgreifend in nationalem Ausmaße befassen, müssen die Völker weiter den historischen Weg der Gewalt und Zerstörung gehen. Das Problem liegt nicht in dem eisernen Vorhang, der ein Volk vom andern trennt, sondern in der stählernen Selbstsucht, die die Menschen voneinander und alle Menschen von Gottes Herrschaft trennt.“ — Die Lösung der Weltprobleme liegt im menschlichen Herzen: „Wenn der Mensch horcht, spricht Gott, wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott, und wenn Menschen sich ändern,

werden Völker anders. — So wie ich bin, ist mein Volk.“ In einem Zeitalter, das weitgehend von dem Grundsatz einer doppelten Moral für das private und öffentliche Leben beherrscht ist, erhebt er die Forderungen absoluter Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe für das Zusammenleben der Einzelnen und der Völker.

Frank Buchman stellt nicht nur die Diagnose und zeigt die Therapie, er hat auch den Mut, sie anzuwenden. Seine Reden spiegeln den Aufstieg der Oxford-Gruppenbewegung und seit 1938 der Moralischen Aufrüstung wider, die sich aus einem kleinen Kreis gottgeführter Menschen zu einer weltumspannenden Macht entwickelte; sie arbeiten heute in 60 Ländern daran, eine neue geistige Atmosphäre zu schaffen, in der sich die Menschen guten Willens über alle Schranken der Rassen, Klassen, Nationen und Konfessionen hinweg zusammenfinden. Dieses „neue moralische Klima“, wie Frank Buchman es nennt, ist heute kein bloßes Programm mehr, sondern im Leben zahlloser Menschen, Familien und Betriebe lebendige Wirklichkeit geworden. In den Arbeitszentren der Moralischen Aufrüstung in Europa, Amerika und Australien ist dieser Geist auch für den Außenstehenden sofort spürbar.

Das Buch enthält neben den Reden, die den Zeitraum von 1934 bis 1947 umfassen, eine Reihe wertvoller historischer Dokumente, die einen farbigen Hintergrund zu den Worten Frank Buchmans abgeben. Sein Leben wird von einem seiner engsten Mitarbeiter dargestellt.

Das Buch erscheint zu einem Zeitpunkt, da die Moralische Aufrüstung weiten Kreisen unseres deutschen Volkes eine neue Hoffnung gibt und maßgebende Staatsmänner in ihr den Ausweg aus dem Chaos der Gegenwart erblicken. Es bleibt zu hoffen, daß es auch bald in deutscher Übersetzung bei uns erscheinen kann*), denn es enthält Wahrheiten, durch deren Anwendung unsere Kultur noch zu unsern Lebzeiten gesunden könnte. Rudolf Echterhölter

Die Gescheiterten

Es sind zwei gescheiterte Staatsmänner, deren Biographien hier vorliegen. The Earl of Birkenhead, „Straf-

*) Eine gekürzte deutsche Ausgabe erschien bereits im Selbstverlag der Moralischen Aufrüstung in Caux/Schweiz.

ford, Lordkanzler Karls I., Statthalter von Irland" (München, R. Piper & Co.) und R. W. Chambers „Thomas More. Ein Staatsmann Heinrichs des Achten" (München und Kempten, Josef Kösel). Strafford (1593—1641) war der Kanzler König Karls I. Er hat als Parlamentarier gegen die Willkür der königlichen Regierung 1628 die Petition of rights durchgesetzt. Er hat dann als Vizekönig in Irland eine geordnete und gerechte Verwaltung geführt und wurde von Karl auf dem Höhepunkt des Konfliktes mit den schottischen Presbyterianern in die Regierung gerufen. Er versuchte als Politiker und Soldat die Herrschaft des Königs zu retten. Er geriet, weil er zu spät gerufen wurde, in unversöhnlichen Gegensatz zu seinen alten Freunden im Parlament, wurde durch eine willkürliche Parlamentsjustiz zum Tode verurteilt und gab selbst dem König den ritterlichen Rat, das Todesurteil zu unterschreiben, um die Krone zu retten. Man weiß, daß die Unritterlichkeit, diesen Rat anzunehmen, dem König nichts geholfen hat und daß er acht Jahre später selbst Krone und Leben verlor.

Thomas Morus (1478—1535) war der Kanzler Heinrichs VIII. Er machte sich früh einen Namen als Richter und als Humanist. Seine „Utopia" (1516) war gleichzeitig ein politisches Manifest des Reformers und ein weltanschauliches Bekenntnis des christlichen Humanisten. Seine diplomatischen Erfolge veranlaßten den König, ihn 1529 zum Lordkanzler zu ernennen, obwohl er deutlich erklärt hatte, daß er sich nicht für die Scheidung des Königs von Katharina von Aragonien und für die Ehe mit Anna Boleyn einsetzen könnte. Über der Scheidungsangelegenheit kam es dann auch 1532 zu Mores Rücktritt. Da More zwar bereit war, Elisabeth, das Kind der neuen Ehe, als Thronerin anzuerkennen, aber nicht, auch die Rechtmäßigkeit der Scheidung zuzugestehen und die bedingungslose Herrschaft des Königs über die englische Kirche zu beschwören, wurde ihm der Hochverratsprozeß gemacht. Er wurde hingerichtet. Vor wenigen Jahren wurde er mit seinem Mitkämpfer Bischof Fisher von Rochester als Märtyrer der katholischen Kirche heilig gesprochen.

Birkenhead und Chambers geben beide eine wissenschaftlich einwandfreie, sorg-

fältige und lebendig geschriebene Darstellung der Ereignisse. Beide sind geleitet von einer tiefen Liebe und Verehrung für ihre Helden. Und doch ist der Eindruck, den die beiden Bücher hinterlassen, ein ganz verschiedener. Für Strafford empfinden wir Respekt.

Aber was uns ergreift, was uns angeht, ist nur ein einzelner Zug dieses Lebens: die Ritterlichkeit, mit der er sich seinem König opfert. Es ist eine Anekdote, die aus dem ganzen Leben übrigbleibt; und man fragt sich, wozu der Aufwand der Schilderung in einem dicken Buch?

Bei Morus ist es anders: jeder Tag seines Lebens, jede Äußerung erscheint wichtig. Das liegt nicht nur an der Schilderung durch Chambers, sondern Chambers wird getragen durch das Interesse, das sein Held im Leser erweckt. Liegt der Unterschied des Formats von Strafford und Morus in der Breite ihrer Interessen, in der Einseitigkeit oder Vielseitigkeit ihrer Leistungen? Liegt er nicht darin, daß sich Strafford opfert für eine zeitbedingte Ordnung, für eine Sache, die nur England und in England nur die Interessen einer bestimmten Schicht und einer bestimmten Generation betraf, während Morus mit allem, was er dachte und tat, sich im Zusammenhang des Ganzen wußte? Er sah sein England als Glied der Christenheit und der Menschheit und damit in der Verpflichtung zu einem Friedensbund auch mit Frankreich und Spanien. Er erblickte seine zeitliche Aufgabe im Zusammenhang der ganzen Weltgeschichte. Er betrachtete die praktische Politik und Verwaltung immer im Hinblick auf die Bildung des Menschen, die wissenschaftliche Arbeit und die dichterische Gestaltung immer im Hinblick auf das Heil der Seelen — nicht nur seiner eigenen. Nicht das geistige Niveau allein ist entscheidend dafür, daß wir Morus über Strafford stellen, auch nicht die ethische Reinheit — beide haben in unverbrüchlicher Treue ihr Leben einer Sache zum Opfer gebracht —, sondern die „Persönlichkeit", die Höhe, zu der sich Morus über die Einseitigkeiten der Zeit und des Raumes erhob, die Eigenschaft, mit der er sich freiwillig zum Sprachrohr machte, das dem Herrn dient, sein Wort in der Geschichte den Menschen zu verkünden, und das ihm daher nicht nur diente bis zum Jahre 1535, sondern das ihm noch heute dient.

Otto Heinrich v. d. Gablentz

Das Problem der russischen Intelligenz

versucht uns Heinrich Schirmbeck in seiner Erzählung „Gefährliche Täuschungen“ (Berlin, Suhrkamp) nahezubringen. Die Erzählung spielt im alten Rußland, zur Zeit des Dekabristen-Aufstandes, der auch hier nicht eigentlich dargestellt wird, sondern ähnlich wie in Mereschkowskis unerreichbarem und unvergeßlichem „Alexander I.“ den Hintergrund der Handlung bildet. Im Mittelpunkt steht die psychologisch höchst reizvolle und mit raffinierter Feinheit ausgearbeitete Figur des Leutnants Nikolai Iwanowitsch Schönig, eine jener seltsamen Gestalten der russischen Intelligenz, die uns Westeuropäer immer wieder vor neue Rätsel stellt. Ursprünglich zu den Verschwörern gegen das Zarentum, aber gleichzeitig zu den Bewunderern Alexanders I. gehörend, dessen Adjutant er bis zum Tode des Zaren ist, löst er sich auf Grund philosophischer Kalkulationen von den Verschwörern los und geht in das Lager der herrschenden Schicht über, wo er von dem neuen Zaren Nikolaus I. hoch geehrt und sogar zum „Inspektor für staatstreues Erziehungswesen“ ernannt wird. Diese philosophischen Kalkulationen führen Schönig in Übereinstimmung mit den Lehren des berühmten Mathematikers Lobatschewski zu der Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der rational-euklidischen Geometrie und der daraus folgenden Einsicht, daß die von den Revolutionären ersehnte künstliche Gleichheit den einfachen russischen Muschik seines inneren Gleichgewichts berauben und das Chaos in Rußland herbeiführen würde. Die subtilen Gedankengänge sind mit einer literarischen Eleganz vorgetragen, die Schirmbeck in die vorderste Reihe der gegenwärtigen Autoren stellt und die Lektüre dieses Buches zu einem Genuß macht. Die „Gefährlichen Täuschungen“, zu denen Schönig seine bei der russischen Intelligenz üblichen abstrakten Grübeleien verleiten, halten jedoch um so weniger an, als sie ihm Einblicke in die Perversitäten der höfischen Kreise gewähren, die seine Selbstbesinnung wachrufen und ihn in das Lager der Freiheit, das er verlassen hat, zurückführen. Er schlägt sich zu den tscherkessischen Rebellen durch und stellt sich selbst der

russischen Polizei, um das Los seiner Freunde zu erleichtern und seinen Abfall zu sühnen. Ein typisches tragisches russisches Intellektuellenschicksal.

H. Stegemann

Zwischen Krieg und Frieden

Ernst Glaeser hat seinen 1930 geschriebenen Roman „Frieden 1919“ zusammengezogen und stilistisch vereinfacht (Wiesbaden, Limes-Verlag). Man möchte wünschen, daß viele, die damals das Werk, in nationalistischen Vorurteilen befangen, ablehnten, es heute läsen. Sie würden es mit tieferem Verständnis und größerem Nutzen für sich und ihre Umgebung aufnehmen. Es war das Verhängnis der damaligen bürgerlichen Welt, daß sie sich in ihrer Oberflächlichkeit nach Versailles ebildete, sie sei noch einmal davongekommen und könne sich bedenkenlos restaurieren, daß sie sich um die Wirtschaft, d. h. vornehmlich den eigenen Geldbeutel kümmerte und sich von der Politik als etwas Unreinem fernhielt. Wieder, wie schon mehrfach in unserer Geschichte, währten wir, mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüstet zu sein, während uns in Wirklichkeit kein revolutionärer Schritt gelang und alles nur halb wurde und im Unklaren versackte. Dieses Verhängnis unserer mißlungenen ersten Republik hat Glaeser scharf gesehen und geschildert. Einen der Menschen dieses Romans läßt er die prophetischen Worte sprechen: „Ich kenne die Bourgeoisie. Zwanzig Jahre genügen, und sie ist wieder sicher, und ein neuer Krieg muß herhalten, um ihre »Probleme« zu lösen“. Es hat nicht einmal zwanzig Jahre gewährt, und es war so weit.

In die letzten Tage dieses zweiten und fürchterlichen Abenteuers führt uns Walter Kolbenhoff mit seinem ergreifenden Buch „Von unserem Fleisch und Blut“ (München, Nymphenburger Verlagsbuchhandlung). Das Werk ist in amerikanischer Kriegsgefangenschaft geschrieben und in dem literarischen Wettbewerb einer Kriegsgefangenenzeitung mit dem ersten Preis ausgezeichnet worden. Man sollte nicht glauben, daß es fern von den geschilderten Ereignissen entstanden sei, so unmittelbar und wirklichkeitstreu ist es empfunden und geschrieben. Der Dicht-

ter — so muß man den Verfasser nennen — erweckt in uns die bei manchem schon verblasene Erinnerung an die Tage und Nächte vor und nach der Kapitulation, als die letzte verbrecherische Organisation der Nazis, der Werwolf, sein Unwesen trieb und unter einer irrgläubigen Jugend seine Opfer suchte und fand. Es ist erschütternd zu lesen, wie der kleine Wahnheld und Unhold dieser Geschichte mitten unter den Trümmern der bereits eroberten Stadt noch immer an die „heilige Sache“ glaubt und, ein benebelndes Kampflied auf den Lippen und im Herzen, in blinder Autoritätshörigkeit den ihm gegebenen Befehl, bis ans Ende kämpfend auszuhalten, befolgt, indem er, wie er es gelernt, „Ja wohl, Herr Hauptmann“ sagt. Blutschuld an Kameraden lädt er auf sich, denn auch das Umlegen ist ihm als eine unumgängliche Notwendigkeit beigebracht worden, weil alles niedergeschlagen werden muß, was sich dem neuen Deutschland entgegenstellt. Jedes Bedenken, auch die Angst, unterdrückt er als unmännlich, als feige. Er will unter keinen Umständen weich sein oder auch nur erscheinen. Hart wie Stahl glaubt er sich in seiner Verkrampfung und läßt sich von zwei Maximen kommandieren: „Es ist süß zu sterben“ und „Solltest du untergehen, dann reiß alles mit. Vernichte, verbrenne, morde! Nach uns die Sintflut!“ Diese Sintflut kommt über die Stadt, ohne daß er gewandelt worden wäre. Wie seine Führer hat ihn Gott mit Verstocktheit geschlagen, und bis zuletzt steht er unter dem Zwang des empfangenen Befehls und bildet sich ein, zu den Freien zu zählen, die sich von allem gelöst haben, von Gott und den Menschen, und die alles tun, was sie für richtig halten. „Zum Teufel mit ihren verfluchten Gesetzen!“

Um den letzten Krieg kreisen auch die beiden Erzählungen „Schwebender Weg“ und „Die Geschichte durchs Fenster“ von Ernst Kreuder, die bei Rowohlt in Stuttgart mit zart nachfühlenden Zeichnungen von Karl Staudinger erschienen sind. Aus dem Grauen des russischen Winterkrieges blüht die Erkenntnis auf: „Halt ein. Leb nicht im Wahn fort“, und den aus sinnloser Zerstörung in die vernichtete Heimat Zurückgekehrten führen Weisheit und Liebe des Dichters zu neuem und tieferem Lebensgehalt. Diese

Geschichten, aus denen uns auf jeder Seite das Auge echter Poesie entgegenleuchtet, sind nicht leicht zu lesen. Sie erheben sich über die gemeine Wirklichkeit der Dinge und lassen uns ihr Wesen mehr ahnen, als daß sie es uns in Gestalten und Handlungen vergegenwärtigen. Aber auch den, der bei der ersten Lektüre nicht alles zu fassen, nicht jeder Beziehung nachzuspüren vermag, wird der Zauber einer Darstellung ergreifen, die die Kraft hat, in Gleichnis zu fassen, was ihr am Herzen liegt, und Raum für das Mitschwingen der Seele des Lesers auch zwischen den Zeilen läßt.

Paul Weiglin

Das Lied des Pirols

Mit einer Inhaltsangabe ist hier wenig getan. Ein Zug, der durchs besetzte Land fährt. Landleute darin, deutsche Soldaten. Ein Unteroffizier, der zur Front muß, zwei Jungen: Brüder, die aufs Gut ihrer Großmutter fahren. Knapp 30 Stunden vergehen auf den 123 Seiten, die dieses erste Viertel eines von Horst Lange geplanten Romans umfaßt (München, Kurt Desch). Das Ganze hätte, wäre es vollendet worden, nach seinen eigenen Worten, „die Frage nach der Möglichkeit des Glücks gestellt und dahingehend beantwortet, daß es für den Menschen, außer der geistigen, keine sicher dauernde Gewißheit eines Glücks auf der Welt gibt“. In dem schon im vorliegenden Fragment mehrfach anklingenden Lied des Pirols ist angedeutet, was er meint: der eine der beiden ungleichen Brüder bekommt beim Abschied die Flöte des Unteroffiziers geschenkt. Wahrscheinlich sollte er, im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Typ des herrschsüchtigen Offizierssohnes, später dann dieses reinen und unwirklichen Glücks, das ja kaum eine Macht so wie die Musik zu geben imstande ist, teilhaftig werden. „Wahrscheinlich“ — darin liegt zugleich der einzige Einwand gegen dieses übrigens sehr sorgfältig und künstlerisch ausgestattete Büchlein: man muß sich mit Andeutungen und Vermutungen zufriedengeben; man ahnt, aber man weiß nicht. Gewiß, man spürt, hier wird die Sprache der Dinge gesprochen, ein Dichter ist am Werk. Aber rechtfertigt das schon die Veröffentlichung dieses Bruchstücks? Lange glaubt: ja. Ich finde: nein. Denn es kann hier weder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, von „einer den Krieg betreffenden Aktualität“ die

Rede sein, noch besteht für den Leser ein Anlaß, dem Dichter der „Schwarzen Weide“ und der „Ulanenpatrouille“ nachzusehen, daß er dieses Fragment nicht vollendet hat. Daß sich „ein anderes Werk dazwischenschob“ und ihm, wie es im Nachwort heißt, „der erwünschte Abstand schließlich zu groß“ wurde — das mag den Literarhistoriker interessieren. Der Leser hält sich an die Enttäuschung, die es bereitet, zu sehen, daß einer der wenigen jüngeren Dichter von Rang sich heute mit der Veröffentlichung eines Fragmentes an die Öffentlichkeit begibt.

Die blüende Macht

Die Kunst der Camouflage, des getarnten Angriffs, ist ein zweischneidiges Schwert. Ihren verborgenen Mut, ihren wahren Wert vermögen in der Widerstandszeit meist nur wenige Eingeweihte zu erkennen. Liegt jedoch der Despot, nach dem sie ihre Pfeile verschoß, erst am Boden, so ist ihre Stellung immer irgendwie unglücklich oder zumindest umstritten. Das, was vorher notwendiges Zugeständnis war und tarnende Wand, gereicht ihr nun plötzlich zum Vorwurf. Ihr Kern aber, die eigentliche Attacke, wird jetzt verkannt und abgetan als Schlag ins Wasser und harmloser Mückenstich.

Auch gegen Ernst Wiecherts neues Werk „Der weiße Büffel“ (München, Kurt Desch) ließe sich der Vorwurf erheben, daß in ihm, da es sich gegen die Rechtlosigkeit im Hitlerstaat wendete (es ist 1937 entstanden), nicht eindeutig genug Stellung bezogen wurde. Der Dichter läßt den Helden der Legende, Vasudeva, erst den Weg durch Blutschuld und Irrnis gehen, ehe er, gewandelt, den Machtkönig Murduk durch seine Unerschrockenheit bewegt, dem Recht zum Sieg zu verhelfen. Vasudeva stirbt, weil er die Macht mißachtete; aber die Macht beugt sich vor der Größe seines Todes und — büßt. Wohl gemerkt: büßt als Lebende; ungestraft hockt sie zuletzt am Fuße des Grabs. Und hier erhebt sich die Frage: Hat, wer seine Macht zu Tod, Despotismus und Rechtlosigkeit mißbrauchte, in diesem Leben noch ein Recht auf Vergebung? Wiechert ist Christ und bejaht es. Die Vollstreckung des Nürnberger Urteils jedoch bewies, daß heute in anderen

Maximen gedacht wird. — Die Sprache des schmalen Bandes ist dem Legendenton angepaßt, entgeht jedoch, auf Kosten der Klarheit, nicht immer der Gefahr verdunkelnden Wohlklanges.

Wolfdietrich Schnurre

Ein Ärztleroman

Es gehört Mut dazu, einen Sanatoriumsroman nach Knut Hamsun und Thomas Mann, einen Ärztleroman nach Cronin zu schreiben. Aber Hans Kades hat es mit seinem „San Salvatore“ (München, Desch) gewagt, und es ist ihm gelungen. Im Mittelpunkt des breitangelegten Werkes steht die Gestalt des Doktors Robert Kant — der Name ist mit Absicht gewählt — eines ernsten, in sich gekehrten Mannes, in dem sich der wissenschaftliche Forscher und der selbstlose Menschenfreund in idealer Weise vereinigen. Gleich seinem Kollegen Norbert Carell, dem Typus des leichtlebigen sinnenfrohen Menschen wie des draufgängerischen und Forschungsspekulationen abgeneigten tatkräftigen Chirurgen, ist er Patient eines Tessiner Lungen-sanatoriums und übernimmt nach seiner Genesung als Chefarzt die Leitung des Hauses. Es gelingt ihm, in rastloser Tätigkeit ein neues operatives Verfahren zu entdecken. Carell hat inzwischen in dem mit lebhaften Farben gezeichneten München der Nachkriegszeit als Chirurg eine glänzende Karriere gemacht, nachdem er zuvor eine Patientin des Tessiner Sanatoriums geheiratet hat, die von Kant in hoffnungsloser Weise geliebt worden war. Sie erkrankt aufs neue; ihr Mann, dessen sinnliche Zuneigung zu seiner kränkenden Frau immer mehr schwindet, kann sich trotz seiner überragenden chirurgischen Fähigkeiten nicht entschließen, die von Kant erfundene Operation an seiner Frau selbst durchzuführen. So übernimmt Kant die Aufgabe und rettet die Frau, die in ihm den edlen selbstlosen Menschen erkennt und sich von ihrem Manne nun zu ihm wendet. Dieses Gerippe der Handlung ist von dem blühenden Fleisch eines reichbewegten Lebens umgeben. Tessiner Sanatoriums- und Münchener Gesellschaftsleben ziehen in bunten Bildern vorüber, die dem Ganzen trotz des ernsten Kernes den Charakter eines auch für weibliche Leser besonders anziehenden Unterhaltungsromanes verleihen. Sehr geschickt ist es, daß die selbst bei Ärzten

romanen unvermeidlichen Liebesgeschichten hier organisch aus dem Charakter der Hauptpersonen erwachsen, und nicht minder zu bewundern ist die Kunst, mit der Kants Forschertätigkeit im Kampfe gegen die Tuberkulose zu einem romanhaft fesselnden Geschehen ausgestaltet wird.

H. S.

prägt der Meister in die Seelen, in die Geister sein allgeltend Bildnis ein". Es ist dem Verfasser rein gelungen, den tiefen Gehalt dieser Worte zu erschließen und so ein rechtes Trostbuch zu schaffen, das gerade in heutiger Zeit vielen eine Lebenshilfe sein wird.

Emil Böhmer

Die dunkle Nacht

Unter diesem Titel hat Reinhold Schneider sieben seiner Novellen oder historischen Miniaturen zusammengefaßt (Wedel in Holstein, Alster-Verlag Curt Brat.). Wir erleben dunkle Nächte, aber auch die göttliche Herrlichkeit, die über dem Bewährten aufleuchtet. Die Helden der Schneiderschen Geschichten sind der milde Papst Leo IX. im Kampf mit den Normannen, den das Leid mächtig macht, Thomas Morus, der in Glaubenskraft und Freiheitssinn die Tyrannei Heinrichs VIII. überwindet, der Karmeliter Johannes vom Kreuz, der, von seinen Brüdern verfermt, das Reformwerk der Heiligen Theresia von Avila vollendet. Wir erleben das Schicksal, das das Antlitz der Tochter des spanischen Malers Ribera tilgt und es der Nachwelt einzig in dem unberührte Jugend atmenden Bildnis der Heiligen Agnes des Meisters erhalten hat. Dem Heiligen Franz Xaver wandelt sich Niederlage zum Sieg. Der rheinische Jesuit Friedrich von Spee geht trostreich durch das Grauen des großen Krieges und der Hexenprozesse, und der merkwürdige Bettler und Pilger, der heilig gesprochene Franzose Benedikt Joseph Labre, macht durch sein wunderbares Gebetsleben die flache Klugheit seines aufgeklärten Jahrhunderts zunichte. Tief dringt Schneider in die siebenfältige Religiosität seiner gotterfüllten Helden ein und läßt den Leser die Geheimnisse göttlicher Seelenführung ahnen. P. W.

Sinndeutung des Leidens

Ein Trostlied, im Jahre 1782 von Karl Friedrich Hartmann auf den Tod eines Freundes gedichtet, hat den bekannten Basler Pfarrer Erich Schick zu tief-schürfenden und gehaltvollen Variationen über das uralte Hiobthema angeregt, die nun in zweiter Auflage im Furchenverlag, Tübingen, erschienen sind: „Der Christ im Leiden.“ Ihren Mittelpunkt bilden die Verse „Unter Leiden

Biblische

Wahrheit in neuer Sicht

Seiner im letzten Jahr herausgekommenen bedeutenden Essaysammlung „Geschichte und Geschiede“ läßt Heinz Flügel jetzt eine Reihe von Aufsätzen nachfolgen, die um das Thema „Mensch und Menschensohn“ kreisen (München, J. Kösel). Sie behandeln einzelne große Gestalten und zentrale Probleme des Alten und Neuen Testaments, und zwar geht ihre Reichweite, wie in der Bibel, vom ersten Menschen bis zu den letzten Dingen. Die erste Auflage dieser während des Krieges entstandenen Essays, die schon 1941 im Eckart-Verlag vorlag, aber bei einem Fliegerangriff völlig vernichtet wurde, ist in dem neu erschienenen Bande um zwei höchst gewichtige Beiträge vermehrt, nämlich über „Kain und die Kainiten“ und über Petrus („Der Hahnenschrei“), die beide die erstaunliche Zeitgemäßheit der biblischen Wahrheit erweisen.

In dem letztgenannten Aufsatz findet sich der Satz: „Man könnte diejenigen beneiden, die in den Jahren der letzten großen Apostasie ohne Kenntnis des Evangeliums aufgewachsen sind und nun die ganze Heilige Geschichte als etwas unerhört Neues, etwas »Fabelhaftes« zu »entdecken« Gelegenheit haben.“ Es muß bei manchem Vorbehalt im einzelnen auf das dankbarste anerkannt werden, daß es Flügel in seltenem Maße gelungen ist, für unsere Generation die ewige Aktualität der Bibel mit über-raschender Frische der Anschauung und Unmittelbarkeit der Sprache erlebbar zu machen, wohl weil er als dramatischer Dichter die besondere Gabe hat, in der heutigen ausweglos tragisch scheinenden Situation den Menschen in seiner Bezogenheit auf Gott als ernstestes und dringlichstes Thema zu sehen, wie die Heilige Schrift „das menschliche Sein und Wesen in Situationen und Gestalten von kategorischer Größe darstellt“. Trotz und Abfall, Zweifel und Verrat

wie schmählische Skepsis bezeichnen einen Adam und Kain, einen Johannes den Täufer und Petrus sowie Pilatus; mit besonderer Wucht werden aufs neue so zeitnahe Gestalten wie Jeremias („Tragische Prophetie“) und Hiob in seiner „Frömmigkeit und Verzweiflung“ vor unserem Auge lebendig.

Es liegt Flügel, dem gründlichen Kenner der attischen Tragödie, nahe, immer wieder auf deren große Helden zum Vergleiche hinzuweisen. So sagt er auch mit Recht, daß Hiob ebenso wie Odipus auf Kolonos in beinahe christlichem Geiste am Schlusse des furchtbaren Ringens mit der Frage um den Sinn des Leidens als ein Entsühnter und Geheiligter erscheint, nachdem sein Anspruch auf Gerechtigkeit Gott gegenüber, als griechischer Hybris verwandt, durchschaut ist.

In der tiefgreifenden Analyse der Bitte im Vaterunser „Erlöse uns von dem Übel“ findet sich die für uns Deutsche so beherzigenswerte Feststellung, daß in keinem Fall sich der Stolz, der starrsinnig in fortdauerndem Widerspruch der Tragik zu verharren gewillt ist, auf die attischen Dichter berufen dürfte, „weil gerade sie gleichsam bis an die Schwelle der christlichen Lehre vom stellvertretenden Leiden und der Erlösung vom Übel gelangt sind“. In lebendig vergleichender Art weist Flügel auf den Zusammenhang mancher biblischer Berichte mit dem Mythos, auch bei primitiven Völkern, und wieder auf seinen Gegensatz zum Logos hin. Gelegentlich des Aufsatzes „Paulus in Athen“ erwähnt er auch griechische Dichter, wie Kleanthes und Aratos, deren Aussprüche vom Apostel zitiert werden, ferner auch den großen ernsten Heraklit sowie Parmenides und Empedokles. Es sei hier hinzugefügt, daß noch jüngst Max Pohlenz darauf hingewiesen hat, daß in der Areopag-Rede des Paulus die religionsgeschichtlichen Grundgedanken des Parmenides nachklingen, der von der Wesensgleichheit des Menschen mit Gott durch den Logos überzeugt ist. „Der wahre Gottesdienst ist nicht die äußere Frömmigkeit, die kultische Verehrung, sondern die Reinheit des Herzens, die Gott durch sittliches Handeln nacheifert.“

Mit ungewöhnlicher Spürkraft wird das tragische Element in der biblischen Menschenschilderung herausgestellt, ganz besonders im Prozeß Jesu, den Flügel

unter dem bezeichnenden Stichwort „Pilatus vor Christus“ in seiner dramatischen Steigerung auf das erschütterndste behandelt. — Als Herr über die Naturordnung und als Erlöser vom Tode wird Christus in den Aufsätzen „Die Heilung des Blinden“ und „Der Auferstandene“ in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt. Mit einem Hinweis auf die eschatologischen Visionen der Apokalypse, die über alles gewohnte irdische Maß hinausreichen und dennoch, im Zeitalter der Atombombe mehr denn je, in ihrer Offenbarung wie in ihrer Verhüllung, unmittelbare Gegenwart sind, schließt der schmale, aber inhaltreiche Band.

Friedrich Seebaß

Um die Wahrheit

Was ist Wahrheit? Pilatus stellte diese Frage im Tone skeptischer Resignation. Im Munde des Menschen, der sie heute stellt, hat sie den echten Klang der Angst. Der Überlebende der Epoche rassengebundener Wissenschaft ist verständlicherweise schnell bereit zu einem Ultimatum: mit dem Rechte des Hintergangenen lehnt er die Bona fides als Argument hohnlachend ab und droht mit Nihilismus, falls man ihm nicht alsbald evidente und allgemeingültige Kriterien des Objektiven und Wahren zu bieten imstande ist. Die Lage der tausendfach Betroffenen ist verzweifelt. Jedoch wird auch die Lage dessen, der tief berührt von dieser Not des Geistes sich guten Willens zu einer befriedigenden Antwort anschiekt, nicht wenig erschwert dadurch, daß eben die Menschheit nach wie vor und auch heute noch an der Lösung dieses Problems arbeiten muß. Die erste Antwort muß also sein, in schonender Form darauf hinzuweisen, daß die Frage nach dem Stand der Dinge falsch gestellt ist. Man sei jedoch, so kann man weiter antworten, dennoch in der Lage, das eigentliche Anliegen zu befriedigen: man könne nämlich auf menschliche Methoden hinweisen, die objektiv gültig seien. Wie die Dinge heute in der Naturwissenschaft liegen (hie Positivismus — hie skeptischer Realismus) bleibt für die objektive Erörterung des Problems eigentlich nur dieser Rückzug auf die objektive Gültigkeit der Methode. Das aber ist Bavinck nicht genug. Der bekannte Philosoph

und Naturwissenschaftler unternimmt in seinem Buch „Was ist Wahrheit in den Naturwissenschaften?“ den schwierigen Versuch, den Glauben an die Existenz einer objektiven Wahrheit zu unterbauen, zu der die Naturwissenschaft auf dem Wege sei. In dieser seiner letzten Schrift (der Verfasser starb im Juni 1947), im Eberhard Brockhaus Verlag, Wiesbaden, 84 Seiten stark, erschienen, führt er das Konvergenzphänomen als Kronzeugen an, seinen Standpunkt zu beweisen. Gemeint ist damit die Übereinstimmung der Ergebnisse verschiedenster Methoden bei der Untersuchung gleicher Probleme sowie die Erscheinung, daß die Gesamtheit empirischer Erfahrung untereinander in harmonischem Zusammenhang steht. Zweifellos ein auffallendes Phänomen, jedoch ist es z. B. für den Aprioristen durchaus kein Gegenargument. Die Ansicht Bavinks ist gerade so wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich zutreffend, wie die des Konventionalisten oder Aprioristen. Man fragt sich dann aber, ob es nicht ein logischer Zirkelschluß ist, mit ihr als ausdrücklichem Hauptargument die Frage nach dem Wesen der Wahrheit endgültig beantworten zu wollen, da ja letzten Endes hier bereits wieder die Bona fides schweigend vorausgesetzt wird. Denn entweder nimmt man diese Meinung aus pragmatischen Gründen an oder in der Bona fides auf die Autorität des Verfassers. Der Sachverhalt ändert sich nicht dadurch, daß Bavink selbst von der Richtigkeit seiner Ansicht fest überzeugt ist. Trotzdem erfüllt das Buch

seinen Zweck, wenn auch vielleicht auf eine etwas andere Weise, als es vom Autor beabsichtigt war. Es ist nämlich (z. B. bei der Erörterung der Kriterien für die „Gültigkeit“ eines Ergebnisses) eine gute Darstellung der notwendigen Sachlichkeit und Objektivität naturwissenschaftlichen Geistes. Dieses — für Bavink mindere — Argument ist eine direkte Antwort auf das eigentliche Anliegen derer, die heute nach Wahrheit fragen. Wenn man ihnen zeigen kann, daß es eine Disziplin gibt, der ihrem Wesen nach die Sache höher steht als die subjektive Meinung, deren Methodik ein Gesetz hat, welches, wenn auch nur in einem bestimmten Bereich, absolute Gültigkeit beanspruchen kann, so werden sie befriedigt sein und wieder Mut zum Vertrauen finden können. Denn geht es ihnen nicht weniger darum, „die“ Wahrheit vor Augen zu haben — daß wir sie nicht haben, ist der Motor der ganzen Weltgeschichte —, als vielmehr darum, „Wahrheit“ in den Augen der anderen finden zu können? — Die Klarheit der Bavinkschen Darstellung, die leidenschaftliche Hartnäckigkeit, mit der er sein Ziel verfolgt, beweisen die ehrliche Absicht und die subjektive Vertrauenswürdigkeit des „Menschen“ Bavink besser als die Argumente des „Philosophen“ die Existenz objektiver Wahrheit. Der kurzen, klaren Darstellung der einzelnen Anschauungen wegen ist aber das Buch dem Interessierten als gute erste Einführung in die Problematik des naturwissenschaftlichen Wahrheitsbegriffes durchaus zu empfehlen. H. v. D.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Prof. Wilhelm Röpke, Genf, 10. 10. 1899, Schwarmstedt. — Percy Eckstein, Rom. — Prof. Heinrich Herrfahrdt, Marburg, 22. 2. 1890, Genthin (Sa.). — Jürgen Pechel, Lohham. — Dr. E. A. Messerschmidt, Castelletto sul Garda-Italien, 13. 11. 1913, Straßburg i. E. — Hermann Sinsheimer, London, 6. 3. 1886, Freinsheim (Rhpf.). — Heinz-Winfried Sabais, Rudolstadt. — Dr. Herbert Stegemann, Berlin. — Otto Riedel, Härtensdorf. — Dr. Hoimar von Ditfurth, Berlin. — Hildegard Ahem, Stuttgart. — Jonathan Sault, London. — Bernhard Koester, Berlin, 7. 5. 1908, Hohensalza. — Dr. Hanns-Erich Haack, Diessen. — Dr. Rudolf Echterhölter, Hameln. — Dr. Otto-Heinrich von der Gablentz, Berlin. — Dr. Paul Weiglin, Berlin. — Wolfdietrich Schnurre, Berlin. — Emil Böhmer, Ravensburg (Württ.)